

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nrn. 12/13

13. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. Juni 1949

INHALT: Zu unseren Aufgaben in der Gegenwart: Die Träger des katholischen Lebens: Priester-Laien — Die religiöse Erneuerung: Bibel, Liturgie, Exercitien — Der Einfluss auf das öffentliche Leben: Haltung der Weite — Bemühung um Person und Gemeinschaft-Einzelaufgaben.

Die Zeugungsgeschichte des Menschen: Neuer Wein in alte Schläuche? — Gleichwertigkeit der Geschlechter — Die Zeugungslehre des Hl. Thomas — Mitterers Frage nach den Ursachen — Der Entwicklungsgedanke fördert die Gottgläubigkeit.

Die Aufhebung des Jesuitenordens 1773: Die geistesgeschichtliche Lage — Der Kirchensturm des 18. Jahrhunderts — Die Aufhebung des Ordens — Das Aufhebungsbreve — Selbstverschuldung des Ordens? — Kritische Ergebnisse.

Eine mutige Haltung (Der Bischof von Strassburg zur Sprachenfrage im Elsass): Eintreten für die Zweisprachigkeit.

Ex urbe et orbe: Eine grundsätzliche Bemerkung — Hat Rom «zwei Eisen im Feuer»? — Konkrete Tatsachen: eindeutige Haltung: Erzbischof Beran — Kardinal Suhard.

Buchbesprechungen: Kirchengeschichte: Tomek — Eder; — Exercitien: de la Boullaye — Russische Kunst: Matthey — Philosophie: Suarez.

Neuerscheinungen.

Zur Situation des Katholizismus in der Schweiz.

Zu unseren Aufgaben in der Gegenwart

Aus den bisherigen Darlegungen über die religiöse Situation des Katholizismus in der Schweiz *) möchten wir einige Schlussfolgerungen ziehen, d. h. einige Gedanken aussprechen, die sich aufdrängen, und einige Anregungen, die sich für die Gestaltung der Arbeit ergeben. Dabei ist freilich immer zu bedenken, dass die Verhältnisse in den verschiedenen Kantonen sehr verschieden sind und dass besonders die Arbeit in den katholischen Stammländern anders ist als in der Diaspora. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass auch die katholischen Kantone immer stärker von nichtkatholischer Bevölkerung durchsetzt werden und dass ein beträchtlicher Teil der katholischen Bevölkerung in die Diaspora abwandert. Die religiöse Festigung des Volkes und besonders der Jugend muss infolgedessen überall so gestaltet werden, dass sie nicht zu stark von der Umgebung abhängig ist, sondern sich auch in ungünstiger Umgebung bewährt.

Trotz aller Verschiedenheit der Verhältnisse können doch viele gemeinsame Aufgaben, Ziele und Methoden namhaft gemacht werden. Auf einiges sei darum besonders hingewiesen.

1. Die Träger des katholischen Lebens

Die katholische Kirche ist hierarchisch gegliedert und besteht aus Klerus und Laien.

Der Priesternachwuchs ist eine Sorge für das ganze katholische Volk. Gewiss ist der Priesterberuf

eine Gnade Gottes, aber die Mitwirkung von seiten der Menschen ist auch hier erforderlich. Es gehen noch viele religiös und moralisch durchaus geeignete Kräfte für das Priestertum verloren, weil der Gedanke ans Priestertum nicht rechtzeitig geweckt und gefördert wird. Nun wollen wir gewiss nicht einer falschen und aufdringlichen Propaganda das Wort reden, wie sie da und dort durch einzelne Genossenschaften betrieben wird. Aber zwischen Aufdringlichkeit und völliger Vernachlässigung gibt es eine gesunde Mitte, die wir im Auge behalten müssen. Das gilt für die Eltern, für die Erzieher und für die Priester selbst, vor allem für diejenigen unter ihnen, die in der Jugendseelsorge arbeiten. Es gibt grosse Pfarreien, aus denen jahrelang weder Priester- noch Ordensberufe hervorgehen. Ob da nicht die Zurückhaltung zu gross ist? Die Schulung des Nachwuchses ist eine andere, nicht weniger schwierige Aufgabe. Beste und verantwortungsvolle Kräfte stehen in deren Dienst. Aber man muss doch die Frage stellen, ob die Theologie immer jene Lebensnähe hat, die sie haben kann und soll, ob die Vorbereitung aufs Predigtamt überall auf der Höhe steht und ob auch die Religiösität überall so ist, dass sie die Priesterkandida-

Die heutige Nummer ist eine Doppelnummer 12/13. Dafür erfolgt Mitte Juli keine Ausgabe. Nr. 14/15 erscheint als Doppelnummer am 31. Juli. Nr. 16 am 31. August.

*) Siehe Orientierung Nr. 9, 10, 11/1949.

ten wirklich im Innersten erfasst und formt. Könnte man nicht neben der Exegese von Einzeltexten eine lectio cursoria der wichtigeren Bücher der ganzen Bibel einführen? Ist es unmöglich, während der Ferien Studienwochen der Theologen in Zusammenarbeit mit Priestern der Seelsorgspraxis abzuhalten? Wenn die jungen Priester, die in die Seelsorge treten, das Gefühl haben, mit dem, was sie aus dem Seminar mitgenommen haben, nicht viel anfangen zu können, werfen sie sich entweder in einen äusserlichen Aktivismus, oder sie passen sich der Welt zu weit an, um in gesellschaftlichem Leben, sportlichen Leistungen usw. sich ein falsches Ansehen zu sichern. Jeder Arzt macht nach Vollendung seiner Studien bei einem Chef eine Assistentenzeit durch, und der junge Jurist macht auf einem Advokaturbüro einen Stage. Vom jungen Priester verlangt man dagegen oft, dass er alles schon könne und wisse, wo er doch in Wirklichkeit durch einen erfahrenen, klugen Pfarrer richtig in die Seelsorgsarbeit eingeführt werden müsste.

Die *Laien* sollten ernst genommen werden. Sie sind zur Mitarbeit durchaus bereit, aber so, dass man sie achtet, ihre Tätigkeit würdigt und sie zur wirklich vertrauensvoller Mitarbeit heranzieht. Der Elite-Bildung kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Es lässt sich kaum leugnen, dass in der Schulung dieser Elite noch zu viel Dilettantismus zu finden ist. Die Laien sollen nicht in erster Linie zur Arbeit im innerkirchlichem Raum ausgebildet werden, sondern zur christlichen Gestaltung einer Ehe und Familie, zur christlichen Durchformung ihrer Berufsarbeit, zum Aufbau eines christlichen Staates, zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, kurz zum Wirken in der Welt. Vielleicht liesse sich im Rahmen kath. Volkshochschulen systematischere Laienschulung zur Actio catholica verwirklichen.

Ist es völlig ausgeschlossen, nach 2 oder 3 Jahren Seelsorge einen gemeinsamen mehrwöchigen Kursus über die Verbindung von Theologie und Seelsorge zu fordern? Wäre nicht da und dort eine lebendigere Verbindung zwischen dem Betrachtungsstoff und dem Theologiestudium herzustellen?

Religionsunterricht und Christenlehre sind eine Gelegenheit zur geistigen und religiösen Formung, die gelegentlich zu leicht genommen wird, zu schablonenhaft und zu wenig differenziert gehandhabt wird. Eine besondere Schwierigkeit bietet die Erfassung und religiöse Durchformung der Stadtjugend. Die Jugendlichen sind, besonders nach der Schulentlassung, durch berufliche Ausbildung, Kurse, Gewerbeschule, durch sportliche Veranstaltungen usw. derart in Anspruch genommen, dass wir neue Wege suchen müssen, um sie richtig zu erfassen.

2. Die religiöse Erneuerung

Sie bildet die wichtigste Aufgabe innerhalb des Katholizismus. Die Erneuerung, die von der Bibel als dem Worte Gottes ausgeht, ist noch keineswegs ins breite Volk gedrungen. Es genügt nicht, das Neue Testament einfach im Volke zu verbreiten und die Lesung zu empfehlen. Die Bibel muss erklärt werden, vor allem durch einfache, sachliche Bibelpredigten an den Sonntagen, wobei aber die Worte des Herrn und die Briefe der Apostel ins heutige konkrete Leben gestellt werden müssen, so dass die Hörer spüren, dass ihre Fragen, Sorgen und Anliegen hier durch das Wort Gottes beantwortet werden. Blosses Moralisieren ist zu billig. Die Worte, die Gestalt, der Geist Christi müssen lebendig

werden und ins Alltagsleben von heute gestellt werden. Die Gläubigen sollen lernen, den Menschen, die Welt, die Ereignisse des Lebens so zu beurteilen, wie Christus der Herr sie beurteilt. Wenn Papst Pius XII. in der Enzyklika *Divino afflante Spiritu* denen seinen besonderen Segen gibt, welche die Bibel dem Volk erklären, und wenn der gleiche Papst in kühnem Entschluss den Priestern eine neue Psalmenübersetzung für das Breviergebet in die Hand gegeben hat, so liegt darin auch eine Anregung, die Hl. Schrift und besonders das Psalmengebet ins Volk zu tragen. Frühere Zeiten haben darin mehr geleistet als die Gegenwart.

Die liturgische Bewegung ist schon bedeutend tiefer ins Volk gedrungen. Aber auch da darf man sich mit dem Erreichten nicht begnügen. Wir können auf die Gestaltung der Gottesdienste nie genügend Aufmerksamkeit und Eifer verwenden. Das Kirchenjahr mit seinen grossen und kleineren Festen fordert doch geradezu auf, die nötige Abwechslung in die Gestaltung der Gottesdienste zu bringen. Das Wichtigste ist aber das innere Verständnis für das Wesen des Messopfers zu wecken, ein persönliches Miterleben und aktives Mitopfern zu erreichen. Das Missale muss immer mehr ein Lieblingsbuch nicht nur der Priester, sondern auch des katholischen Volkes werden. Es stellt sich auch die Frage, ob nicht in der zeitlichen Ansetzung der Gottesdienste auf den heutigen Rhythmus des Lebens besonders in den Städten mehr Rücksicht genommen werden könnte. Mit der Feier der *Coena domini*, also des Abendmahles am Abend, hat man in den Grosstädten des Auslandes gute Erfahrungen gemacht. Das Ansetzen am späteren Vormittag wäre zu prüfen. Die Umgestaltung der Gebetbücher, die Neuformung der Gebete in den Volksandachten ist in vollem Gang und verdient alle Unterstützung. Sollte es nicht möglich sein, eine Auswahl der Psalmen in neuer Uebersetzung und Vertonung wieder zu Volksliedern zu machen?

Religiöse Erneuerung durch Exerzitien war und ist immer eine wichtige Aufgabe. Aber es stellt sich auch hier die Frage, ob die Auswahl der Teilnehmer wirklich dem Ziel und der Aufgabe der Exerzitien entsprechen und ob nicht die verschiedenen Exerzitienhäuser noch besser zusammenarbeiten könnten zur richtigen Erfassung und Durchdringung der verschiedenen Stände und Gruppen. Auch die Zusammenarbeit der Exerzitienhäuser mit den verschiedenen katholischen Organisationen könnte noch besser ausgebaut werden. Je mehr es gelingt, geeignete und befähigte Menschen zu Exerzitien zu gewinnen, die mehr als 3 Tage dauern, desto grösser wird der Erfolg sein.

3. Einfluss auf das öffentliche Leben

Es geht heute nicht um diese oder jene Einzelheit, etwa um neue Staatsformen oder um die soziale Frage, oder um die Freiheit und dergleichen. Sondern das Ganze ist in Frage gestellt. Alle Formen werden durchbrochen, alle Gesetze beiseitegeschoben, und zwar keineswegs aus blosser Liebe zum Chaos oder ungebärdiger Anarchie. Sondern weil man alle Formen und Gehäuse als zu eng empfindet und alles von Grund auf neu bauen will. Darum sucht man nach neuen Gesetzen, die nicht von aussen her an die Dinge herangetragen werden und nicht willkürlich sind, sondern die sich aus der Natur der Sachgebiete ergeben. Man spürt das beispielsweise in der Kunst, wo sowohl in der Architektur wie in der Malerei und Musik neue Wege beschritten werden. Man konsta-

tiert es in der Wissenschaft, die bescheiden geworden ist und nicht mehr den Anspruch erhebt, alle Fragen zu beantworten, die aber zu gleicher Zeit die bisherigen Thesen und für sicher gehaltenen Ergebnisse in Frage stellt und nach neuen Grundlagen forscht. Gleiche Tendenzen lassen sich auf fast allen Lebensgebieten nachweisen.

In dieser Situation ist die richtige katholische Haltung ein erstes Erfordernis. Sie besagt vor allem eine geistige und seelische Weite. Alles, was nach Engherzigkeit, Abkapselung und Isolierung aussieht, wirkt in dieser Situation abstossend. Es wäre auch gefährlich, relative Dinge zu verabsolutieren. Haben wir nicht, um bloss zwei Beispiele zu nennen, in der Bibelerklärung jahrzehntelang Positionen verteidigt, die man gar nicht hätte verteidigen müssen und die im Grunde genommen unhaltbar waren, bis nun endlich durch die päpstliche Bibelenzyklika die klare Linie des Vorgehens gesichert ist. Haben wir nicht auf sozialem Gebiet eine Bürgerlichkeit verteidigt, die in dieser Form keineswegs zum Wesen einer christlichen Gesellschaftsordnung gehört? Ähnliches liesse sich auch in weniger wichtigen Dingen zeigen. Die Antwort Leo' XIII. an jenen Vertreter des französischen Adels, der den Papst für eine Restauration vergangener Verhältnisse gewinnen wollte, hat auch heute noch Bedeutung, nämlich dass die Kirche keinen Leichnam verteidige, ausser den des gekreuzigten Herrn, der in Wirklichkeit kein Leichnam ist.

Zur katholischen Haltung gehört neben der Weite ein unverrückbares Festhalten am Wesentlichen. Das ist vor allem der Glaube an Gott. Gegen die Säkularisierung des Geistes und des Lebens einerseits und gegen den Rückzug der Glaubenshaltung ins «Rein-Religiöse» und in die private oder kirchliche Sphäre anderseits müssen wir einen Gottesglauben verkünden, der in allen Lebensbezirken zur Auswirkung kommt. Gott ist die einzige totale Macht, die existiert. Dieser Totalitätsanspruch muss aber bedingungslos erhoben werden. Das zweite Wesenselement ist Christus als Erlöser. Er war nicht bloss der Erlöser, sondern er ist es auch heute für diese Generation und diese Welt. Die Grösse und Universalität, die mystische Glut und Tiefe, die alle Zeiten umspannende Weite des biblischen Christusbildes sollte zum Leuchten gebracht werden. Das dritte Wesenselement ist die Kirche, und zwar nicht als eine Macht mit Machtansprüchen, sondern als der fortwirkende Christus, der das Heil für die Menschen und die Völker ist. Die Lehre dieser Kirche ist in ihrem Wesen unfehlbar und gibt darum der suchenden Welt Klarheit und der geängsteten Menschheit Sicherheit. Die Autorität dieser Kirche in allen religiös-sittlichen Fragen gibt im Chaos der Gegenwart einen festen Halt. Und das sakramentale Wirken der Kirche lässt ständig die übernatürlichen Kräfte ins natürliche Leben hineinströmen.

Weite, Betonung des Wesentlichen und Aufgeschlossenheit für alles Lebendige ist die Haltung, um die wir uns immer wieder bemühen müssen. Falscher Modernismus und falscher Konservatismus sind gleichermassen schädlich.

Ein zweites Erfordernis ist die Bemühung um die eigentlich tragenden Kräfte des kulturellen Lebens. An erster Stelle steht die Sicherung der Würde und Freiheit der menschlichen Person. Die Vergewaltigungsversuche durch den Staat, die Vermassungstendenzen im

Kommunismus und die falsche Herauslösung der Persönlichkeit aus allen Bindungen durch den Liberalismus sind Gefahren, die noch keineswegs überwunden sind. Die Würde des Menschen ergibt sich nur aus seiner Gottbezogenheit. In dieser liegt zu gleicher Zeit die gottgewollte Bindung des Menschen. Es ist wichtig, wirkliche Persönlichkeiten zu formen, die mit einem richtig gebildeten, klaren Gewissen in jeder Situation ihren Weg erkennen und beschreiten. Die Gewissensbildung ist der sicherste Schutz gegen Vermassung, Verhetzung, Nachläufertum.

Zur Persönlichkeit kommt die Gemeinschaft der Familie. In den Bemühungen, die Familie zu erneuern, in ihrer kulturellen Bedeutung zu fördern, in ihrer inneren Gesundheit zu stärken und auch in der rechten Würdigung im gesellschaftlichen Leben zu festigen, sind wir erst in den Anfängen. Sie müssen unermüdlich weitergeführt werden. Finanzielle Sicherung muss Hand in Hand gehen mit sittlicher und religiöser Erneuerung. Ueberhaupt ist die Gestaltung und Durchdringung der natürlichen Gemeinschaften des Berufes, der Betriebe usw. mit christlichem Geist von grosser Wichtigkeit. Gerade hier muss sich der Glaube als Salz der Erde ausweisen.

Unsere Einstellung zum Staat ist klar. Wir sind gegen die Verstaatlichung aller Lebensbezirke, aber ebenso gegen eine Aushöhlung der staatlichen Autorität. Gerade in unserem demokratischen Staat ist es wichtig, ein geistig und moralisch gesundes, für das öffentliche Wohl verantwortliches, durch Schlagworte unbeirrbares Staatsvolk heranzubilden, mit einer führenden Schicht von Politikern, wie sie in der berühmten, zu wenig ausgewerteten Weihnachtsansprache Pius XII. im Jahre 1944 über die Demokratie gezeichnet ist. Der Text dieses Papstwortes wäre eine vortreffliche Grundlage zur Schulung künftiger, und ein vorzüglicher Gewissensspiegel aktiver christlicher Politiker. Endlich ist es heute, wo das Ganzheits- und Einheitsbewusstsein der Menschheit spürbar geworden ist, von grosser Bedeutung, die Frage des internationalen Lebens von katholischem Geiste her zu behandeln. Schweizerische Neutralität besagt keineswegs Isolierung, und katholische Weltweite fordert das Interesse für die Beziehung der Völker untereinander und für die gesamt-menschlichen Aufgaben einer Einheit der Völker. Wir haben im schweizerischen Katholizismus zu wenig Köpfe, die sich mit diesen Fragen auseinandersetzen, wo doch gerade wir vom neutralen Standort aus und von der katholischen Weltweite und weltgeschichtlichen Erfahrung her Wesentliches zu sagen hätten.

Es wären noch eine ganze Reihe Einzelaufgaben zu nennen, etwa die Auseinandersetzung mit der Welt der Technik, mit der neuen Stellung der Frau, an welcher viele blind vorübergehen, die neuen Bestrebungen um die Gestaltung der Schule und Erziehung, usw. usw. Wir werden aber auf diese und andere Fragen im einzelnen zu sprechen kommen. Hier ging es lediglich darum, einige der wichtigsten Schlussfolgerungen aus einer Betrachtung der religiösen Situation des Katholizismus in der Welt und besonders in der Schweiz zu ziehen. Bei allem sind wir uns bewusst, dass wir über allen menschlichen Irrungen in der Kirche die Führung des Heiligen Geistes haben, die Garantie des «non praevalent», und dass für die Schweiz immer noch das alte Wort Geltung hat: *Providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur.*

Die Zeugungsgeschichte des Menschen

von Prof. Dr. Hans Weber, Rorschach

Vorbemerkung der Redaktion: Die «Orientierung» hat schon öfter Beiträge zum Problem: Philosophie und moderne Naturwissenschaft veröffentlicht (1948 Nr. 9; 1949 Nr. 5/6). Der vorliegende Beitrag vertritt vor allem das Anliegen der Naturwissenschaft in erfreulicher Offenheit, und weist hin auf die metaphysischen Fragen, ohne diese bis in die letzten Tiefen zu verfolgen.

1. Neuer Wein in alte Schläuche?

Die menschliche Entwicklungsgeschichte war seit jeher ein zentrales Problem der Philosophie. Es ist dies nicht verwunderlich, denn an der zutreffenden Vorstellung von der Zeugung, Entwicklung und Beseelung der Leibesfrucht sind nicht nur Naturwissenschaftler und Philosophen, sondern auch Theologen und jeder denkende Mensch interessiert. Moralische und juristische Folgerungen knüpfen sich oft an falsche Theorien, mögen sie auch in sich selbst berechtigt erscheinen. Es ist aber sehr peinlich, wenn falsche Werturteile über die Geschlechter kursieren. Auf Grund alter Vorstellungen, die nie korrigiert und mit den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft konfrontiert wurden, schaden sie weiterhin.

Diesem Mangel helfen zwei Neuerscheinungen ab, die von Universitätsprofessor Albert Mitterer, Wien, herausgegeben wurden. Das erste Buch, 1947 bei Herder, Wien, erschienen, behandelt «Die Zeugung der Organismen, insbesondere des Menschen» und das neuere 1949 im gleichen Verlag in guter Aufmachung aufgelegte Werk heisst: «Elternschaft und Gattenschaft». Letztere Arbeit ist eine Erweiterung und Spezialisierung des allgemeinen Themas der Zeugung. Es sei zuerst bemerkt, dass sich die Bücher Mitterers als spannende und gehaltvolle Lektüre für jeden geistig Interessierten eignen, da auch dem Laien der Philosophie oder der Naturwissenschaft die klaren Darlegungen leicht verständlich sind.

Bisher hatte man das unheimliche Empfinden, auf katholischer Seite gebe es hier ein Vakuum, da es niemand wage, die neue Naturwissenschaft in die scholastische Philosophie einzubauen oder dann, wenn sich dies als unmöglich erweisen sollte, die Unmöglichkeit offen einzugestehen und mit den Naturwissenschaftlern zusammenarbeitend ein neues Begriffssystem aufzustellen. ¹⁾

Der empirische Naturwissenschaftler ist heute selten auch Philosoph genug, um seine Ergebnisse philosophisch verarbeiten zu können. So bleiben seine Erkenntnisse Stückwerke, die wie formlose Quadern auf dem Bauplatz herumliegen, ohne zu einem Tempel der Weltanschauung gefügt zu werden.

Es gibt allerdings katholische Philosophen, die sich die ungeheuer schwere Aufgabe leicht machen. Sie wenden die Begriffe der scholastischen Philosophie auch weiterhin auf Gegenstände an, die sich ihnen nicht fügen wollen, weil sich das Weltbild der Physik und Biologie seither grundlegend gewandelt hat.

Es gibt nun aber einen Bestand an unumstösslichen Grundtatsachen in der Biologie, der weder Aristoteles noch Thomas bekannt sein konnte und der vor allem der Zeugungstheorie der beiden Philosophen entscheidend widerspricht. Das ist auch der Hauptinhalt der beiden

¹⁾ Eine rühmliche Ausnahme davon macht das kürzlich in der «Orientierung» (Nr. 5 und 6) besprochene Werk von Julius Seiler «Philosophie der unbelebten Natur», Olten 1948.

Bücher Mitterers. Trotzdem dieser Autor schon in seiner Schrift «Mann und Weib nach dem biologischen Weltbild des hl. Thomas, und dem der Gegenwart» im Jahre 1933 auf die Unvereinbarkeit der alten Anschauungen mit den Ergebnissen der Embryologie und Entwicklungsphysiologie hinwies, erschienen immer wieder Bücher, die versuchen, Thomasische Lehren über diesen Gegenstand in die Neuzeit hinüberzuretten.¹⁾

2. Gleichwertigkeit der Geschlechter.

Wenn vergleichende Naturwissenschaft einen Sinn hat, dann darf aus dem Gebiet der Pflanzenkunde das Verhältnis der Geschlechter beleuchtet werden. Es wird dann klarer eingesehen, dass die Differenzierung des Geschlechts keine prinzipielle Unterscheidung in Materie und Form, gleich dem weiblichen Substrat und der männlichen Aktivität zulässt. Es gibt bei Sporenpflanzen den deutlichen Generationswechsel, der je eine einkernphasige Lebensform für beide Geschlechter hervorbringt, die sich in einer gewissen Arbeitsteilung unterscheiden, bis die Zygote als Befruchtungsprodukt hervortritt. Es ist die Rolle des Weiblichen, zunächst wirklich Nährmutter zu sein, die des Männlichen dagegen, die räumliche Distanz zum Ei irgendwie zu überwinden mit aktiver Bewegung. Dabei ist aber das ruhende Ei nicht passiv, sendet es doch Lockstoffe aus, um die Chemotaxis des Spermiums auszunutzen und es in den Halskanal des weiblichen Organs zu steuern. Wer wollte behaupten, ein ruhig sitzend angetroffenes weibliches Wesen sei deshalb schon passiv? Es kann dabei werbend aktiver sein, als vorbeiwirbelnde männliche Wesen! Aus der Vereinigung der Geschlechtszellen, die im Chromosomenbestand gleichwertig sind, entsteht eine diploide Zygote, also eine in der Potenz bereits vollständige Sporenpflanze, die ein Neutrum darstellt. Am Körper derselben erscheinen auf der Stufe der Samenpflanzen sekundäre Geschlechtsmerkmale, wie Staubblätter mit Mikrosporen, Fruchtblätter mit Embryosack. Der Schauapparat der Blumen ist jedoch wieder neutral; er kann bei beiden Geschlechtern zur Anlockung

¹⁾ So bleibt auch Niedermeyer in seinem Handbuch der speziellen Pastoralmedizin, dessen erster Band soeben bei Herder in Wien aufgelegt wurde, bei alten Grundanschauungen. Es ist schade, dass am Ende der Zusammenstellung bisheriger Anschauungen noch versucht wird, eine Zeugungstheorie nach dem Aktiv-passiv-Schema vorzunehmen. Man will den angenommenen grundsätzlichen Unterschied der Geschlechter gegen besseres Wissen retten, indem man die mehr zufällige Arbeitsteilung der Geschlechtszellen zum Ausgangspunkt nimmt.

Die Spermien, so meint Niedermeyer, seien die bewegende und penetrierende Kraft, die im ruhenden Ei, das als Materie dem Formprinzip des Spermiums unterworfen sei, die Entwicklung mittels der Zentrosomen leite, um den Embryo zu formen.

Das Strahlenkörperchen, das vom Halsteil des Spermiums ins Ei gelangt, spielt jedoch nur eine untergeordnete Rolle bei der Zellteilung. Es geht nicht an, eine Erscheinung, die wir wahrscheinlich falsch deuten, nämlich die Teilungsspindel mit «Zugfasern», aufrecht erhalten zu wollen, obschon nachgewiesener Massen diese Fasern nur Kunstprodukte der Fixierungstechnik sind. In Wirklichkeit sind die Kernbestandteile äusserst aktiv und die Chromosomen bewegen sich aus eigener Kraft auseinander, wie dies Alexis Carrel in seinem Buch «Man the unknown» ausführt. «Der Zelleib bebzt heftig, schleudert seinen Inhalt nach allen Richtungen und teilt sich in zwei gleiche Teile» (Deutsche Ausgabe Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1939.)

der Bestäuber dienen und völlig gleich erscheinen. Dies etwa bei zweihäusigen Pflanzen wie bei der roten Waldnelke.

Selbst bei den Tieren ist nirgends ein prinzipieller Unterschied bemerkbar, im Gegenteil können uns die Zwitter lehren, dass unser Körper ein Neutrum ist und nur als Superposition die sekundären Geschlechtsmerkmale aufsetzt. Kastrate beweisen dies genugsam. Unser Körper ist Mittelding zwischen beiden Geschlechtern und wird durch Hormonstoffe soweit gebracht, dass aus der neutralen Anlage beider Geschlechter die eine bevorzugt, die andere aber unterdrückt werden kann. Zwar auch nicht immer, wie der Hermaphroditismus beweist.

Da ja der diploide oder zweikernphasige Lebensabschnitt des Menschen von der Mutter gleich viel Gene erhält wie vom Vater, im Geschlecht zwar genmässig determiniert, aber nicht endgültig entscheidend anders geartet ist, sehen wir nicht ein, was uns die verkehrte Anschauung noch sagen soll, die Thomas damals begreiflicher Weise vertrat, indem er sich auf Aristoteles und auf zwei Bibelstellen stützte. Wir dürfen ruhig, wie Mitterer es vorschlägt, unseren bequemen Herrenstandpunkt der Frau gegenüber aufgeben und ihre Entstehung wie auch ihre Aufgabe bei der Zeugung im Lichte moderner Biologie neu werten.

Das grosse Werk der Klärung, das aus den erwähnten Arbeiten Mitterers ersichtlich wird, verdient eine volle Anerkennung. Klein ist anfänglich der Irrtum, aber schlimm sind die vielen Folgerungen aus einer verkehrten Ausgangslage, die der jahrhundertalte Streit um die Zeugung des Menschen gebracht hat. Nirgends begegnet man ausser in diesen Neuerscheinungen einer zusammenfassenden Darstellung Thomasischer Theorien über die Zeugung. Schon dies allein verdiente wegen der Mühseligkeit, aus dem ganzen Werk des hl. Thomas alle Stellen über die Zeugung zusammenzutragen, zu vergleichen und zusammenzufassen, die Anerkennung der katholischen Naturphilosophen.

3. Die Zeugungslehre des hl. Thomas.

Folgen wir nun in den Hauptpunkten der Thomasischen Zeugungslehre! Dabei unterscheiden wir drei Modelle der Zeugung.

Die Zeugung nach Thomas geht nach dem technischen Modell handwerklicher Betätigung vor sich. Ein Werkmeister (artifex) erzeugt mit einem Werkzeug (instrumentum) mit Werkgehilfen (minister) aus dem Werkstoff (materia) eine Werkform. Der Schreiner erzeugt mit der Säge und dem Beil aus Holz z. B. eine Bettstatt. Der Mann als artifex erzeugt nun mit dem Sperma als instrumentum im Gebärmutterblut als materia unter Beihilfe der Frau als minister die forma des unlebendig gedachten vormenschlichen Körpers. Das Sperma enthält wegen der schaumig weissen Farbe Lebensgeist, der Feuerwärme und Luft zu dem feuchten Elemente des Gebärmutterblutes bringt, worauf die ersten Stadien der Menschwerdung gleichsam gerinnen, wie wenn Lab in die Milch kommt, um den Käsestoff koagulieren zu lassen. Dies ist das zweite zeugungstechnische Bild, von Mitterer das käsetechnische genannt. Bei diesem Modell beruft sich Thomas auf Aristoteles und die Bibel. (Job 10, 1 Et sicut caseum me coagulist).

Das dritte Modell ist das kochtechnische Modell, das deswegen angezogen wird, weil das Sperma «Feuer» mitbringt, also wie bei der Verdauung, welche bei Thomas als weiteres Verkochen der Nahrung angeschaut wird, aus unähnlichem Stoff ähnlicheren «assimiliert». Deswegen glaubt er, das männliche Sperma erzeuge aus dem Gebärmutterblut weiblichen Samen, darauf Blut, das wie Käse gerinne und hierauf erst eine vormenschliche Form, die wie die Pflanze beseelt sei. Der Same des Mannes gehe darnach nicht in das Kind ein, sondern sei nur Werkzeug, das wieder verschwinde. Es sei das Tätigkeitsprinzip (virtus activa) welches das Gebärmutterblut an sich ziehe und weitere Stoffe aus dem Blut-

kreislauf der Mutter und daraus wiederum aktiven Samen mache, also sein Tätigkeitsprinzip vermehre. Aber aus dem Gebärmutterblut werde nun wirkliches Blut, das den erleidenden Teil als Werkstoff darstelle und zu Blut wird, das gerinnen kann. Es war Thomas bekannt, dass Menstruationsblut nicht gerinnt, weshalb er eine Phase der Blutgerinnung nach dem käsetechnischen Modell einschiebt. Wie die Wundheilung früher falsch gedeutet wurde, da man annahm, der erste Verschluss der Blutgefässe aus geronnenem Blut sei auch der endgültige, so wurde auch konstruiert, dass zuerst aus Gebärmutterblut Blut werde, gerinne und schliesslich Blut des Kindes werde. Die festen Teile des Embryo wären nach Thomas aus geronnenem Blut entstanden. Das Sperma beseele aber nicht diese unlebendig gedachten Organstücke, da es noch dieselbe väterliche Lebenskraft enthält wie jene, die es entstehen liess aus Speise im Ueberfluss, sondern die Seele komme erst nach 40 Tagen unmittelbar von Gott, wenn der männliche Embryo die Grösse einer Ameise habe. Der Embryo ist vorher aus dem vegetativen ins animalische Seelenwesen hinauf gehoben worden durch die Bildungskraft des väterlichen Samens, der gleichsam von aussen her modelliert und arbeitet, während das geronnene Blut zur zentralen Herzpumpe wird, schliesslich sensitive Reize leiten kann, aber noch nicht geistbeseelt ist.

Es ist zuzugeben, dass alle diese Vorstellungen keineswegs etwa lächerlich sind. Im Gegenteil kann man sich der Bewunderung nicht enthalten, weil hier versucht wird, mit unzulänglichen Mitteln einen wunderbaren Vorgang kausal-technisch zu erklären, der ins Moderne übersetzt etwa lauten würde: Zuerst ist das Leben rein vegetativ-pflanzlich, dann erst sensitiv-animalisch. Zuletzt kommt die Geistseele und erst jetzt ist der Embryo wirklicher Mensch. Wie Häckel versuchte, die Formstadien des Menschen stammesgeschichtlich zu deuten, so versuchten Aristoteles und mit ihm Thomas mit den damaligen Anschauungsmitteln eine rationale Theorie der Zeugung zu schaffen.

Die Anschauungen, die soeben skizziert wurden, unterscheiden sich von stammesgeschichtlichen Spekulationen aber grundsätzlich darin, dass nie vergessen wurde, wie die vormenschlichen Stadien des Embryo immer auf den Menschen ausgerichtet sind, also nicht eine Pflanze des Systems oder ein Tier desselben darstellte, wie Häckel meinte, sondern er ist zu jenem Glied seiner Erzeugungsreihe geworden, das auf der Pflanzenstufe steht, dann auf der Tierstufe, selber aber nicht Tier sein kann oder gar gewesen wäre! Die alte Pflanzenseele geht weg, die neue Tierseele kommt, geht wieder und endlich, beim weiblichen Geschlecht erst nach 90 Tagen, kommt die Geistseele.

Heute müssen wir zwar sagen, die vegetativen und animalischen Kräfte bleiben erhalten und werden ergänzt durch die vervollkommnete Geistseele. Alle Lebensprinzipien sind schon zu Anfang da, wie bereits ausgeführt wurde und bleiben im Menschen erhalten bis zu seinem Tode.

4. Mitterers Frage nach den Ursachen.

Mitterer legt nun die Frage vor, ob sich die Menschwerdung kausal unter die erzeugungstheoretischen Ursachengattungen bringen lasse oder nicht. Es werden von Thomas 5 solcher Ursachen aufgezählt, die eben erörterte Materia (Gebärmutterblut), das Aktionsprinzip Sperma, dann die Anergieung der Speise im Menschen und der beabsichtigte Zweck (causa finalis) und die transzendete Ursache der Geistseele, nämlich Gott.

Während die äusseren Ursachen der Menschwerdung, der Werkmeister Mann, mit der Werkabsicht Zeugung, die inneren Ursachen des Werkstückes aktiv bearbeiten, erleidet die Stoffursache eine Formung zur Formursache (causa formalis). Von oben greift Gott ein, da die Natur kein Individuum hervorbrächte, und

schaft die Geistseele, nachdem das Werkstück als vormenschlich-animales Wesen erschien. Aber auch schon vorher musste jederzeit von oben her eingegriffen werden mittels der Elementargeister und der Sonne. So konnte Thomas sagen: «Den Menschen erzeugt der Mensch und die Sonne.»

Wenn die moderne Biologie recht hat, dann fallen die technomorphen Ursachenkategorien dahin. Wenn aber die erzeugungstheoretischen Begriffe versagen, dann fallen alle darauf aufbauenden Analogien dahin. Es wird nicht mehr behauptet werden können, dass es etwas geben müsse, woraus etwas erzeugt werden könne und es müsse das Subjekt Erzeuger da sein. Sind sie in ein und demselben Wesen, dann müsse Erzeuger und Erzeugtes wenigstens begrifflich zu trennen sein. Dieses technische Bearbeiten von Stoffen, das Thomas als Begriffsschema verwendet, ist der innere Grund, weshalb er fälschlicherweise bei der Zeugung vom lebendigen Stoff ausgeht. Es darf deshalb das Sperma ja kein lebender Körperteil des Mannes sein. Dass diese Vorstellung falsch ist, weist Mitterer an Beispielen der vegetativen und geschlechtlichen Fortpflanzung aufs genaueste nach.

Die vertikal von oben einwirkende Erzeugerlinie der Sonne und Gottes ist nun gegenüber der aristotelischen Erzeugungswissenschaft ein Versuch, die Schöpfung mit in die sonst recht mechanisch-materialistisch anmutende Erzeugertheorie einzubauen.

Wenn schliesslich Descartes die immer gegenwärtige Einwirkung von Oben zu Gunsten eines ersten Anstosses der Schöpfung und Bewegung der Himmelskörper opferete, tat er dies unter dem Zwang mathematischer Erkenntnisse. Der Materialismus des 19. Jahrhunderts hatte ein leichtes Spiel, auch noch den ersten Impuls zu leugnen und die Ansicht aufzunehmen: Es hat keinen Sinn, zwischen Erschaffung und Erzeugung zu unterscheiden. Wenn die Körper überhaupt werkzeug- und werkstückmässig erzeugt werden, dann werden auch die Himmelskörper erzeugt, da sie die gleichen Elemente enthalten.

5. Der Entwicklungsgedanke fördert die Gottgläubigkeit.

Vom Thomasischen Standpunkt der Erzeugung aus ist der Entwicklungsgedanke gottfeindlich. Wenn der Werkmeister nicht mehr nötig ist, gibt es keine Erzeugung. Wenn die befruchtete Zygote aus eigener, in ihre Konstitution hineingelegter Kraft einen Menschen ausgliedert, sich also entwickelt, nicht erzeugt wird, dann vermisst der Gottgläubige die Einwirkung von oben, da er im Weltbild des Technikers befangen, nicht sieht, dass gerade im Entwicklungsgedanken die Schöpfung ihren vollendeten Ausdruck erhält. Nicht wie Descartes meinte, wird ein an sich toter Mechanismus zuerst erschaffen, der dann einen ersten Impuls zur Erzeugung aller Dinge erhält, sondern es muss die Welt als eine solche erschaffen sein, die in ihrem konstitutionellen Bewegtsein, Anderswerden und Werden, all das vom Schöpfer erhielt, was der Thomist dem Werkmeister und Bewegter als Ersatzstück und Seitenstück nachtragen muss.

Die Entwicklung der Organismen aus dem Ei schliesst nicht notwendig eine Höherentwicklung der Stämme in sich. Dieser Fortschritt kann ebensogut durch werkstückmässige Erzeugung erzielt werden, wie etwa die «Entwicklung» im Flugzeugbau beweist. Was dort an technischen Verbesserungen erreicht wurde, könnte auch durch Erzeugung, nicht durch Entwicklung erreicht werden. Thomas selbst ist der Ansicht, dass die kosmischen Kräfte (ex virtute caelesti) aus der Materie neue Arten erzeugen können.

Der Fortschritt im weiterentwickelten Organismus aber ist ein solcher, der schon vom ersten Tag der Schöpfung durch die so gearteten Naturgesetze erlaubt sein musste, wenn sie als zufällige Variationen (Varietäten nach Darwin) bestehen

bleiben wollten. Dass die Umwelt, also die physischen Kräfte, in der Entwicklung begriffen sind, wie das Leben selbst, wird heute allgemein angenommen.

Selbst das zufällige Ereignis ist nach dem Entwicklungsgedanken nicht Zufall, da es einen solchen nur hinsichtlich menschlicher Einsichtsfähigkeit gibt. Alle Ereignisse müssen möglich sein, auch die Zufälle. Sie sind nach Weizsäcker (Geschichte der Natur) schon immer in der Potenz da gewesen und werden in der Zeit erst faktisch. Die Faktizität der Entwicklung beweist es ja nachträglich, dass sie eben möglich war!

Mitterer geht auf diese Nebenwege der Entwicklung nicht ein, da es ihm darum zu tun ist, vor allem am Beispiel der Menschwerdung die Unhaltbarkeit des thomasischen technischen Modells zu beweisen. Selbst das innermenschliche Verhältnis zwischen Leib und Seele muss sich dergestalt eine Kritik gefallen lassen, dass die Seele nicht mehr im handwerklichen Sinne mit dem Werkzeug des Feuerelementes die Materie des Körpers bewegt, neues Fleisch wie ein Koch anerzeugt. Das alles gehört ins Reich der vorwissenschaftlichen Biologie. Das kochtechnische Modell der Verdauung und Assimilation reicht bei weitem nicht aus, die Phänomene des Wachstums, des Stoffwechsels, Energiwechsels und des Formwechsels zu beschreiben. Die Seele ist also nicht der Motor des Körpers, sondern wie wir aus zahlreichen Erfahrungen wissen, ist das Lebendige als solches beseelt, eben in Stoff-, Energie- und Formwechsel begriffen. So fällt der Mensch und das Lebewesen nicht in zwei Stücke auseinander: Da der Bewegter mit dem Luft- und Feuerwerkzeug, hier die Materie das Feuchte und Feste, sondern es ist der Mensch eine Leib-Seelische Einheit in ihrer Konstitution selbst.

Das Lebendige stammt wieder vom Lebendigen. Es gibt keine Erzeugung artungleicher Lebewesen, wie Thomas noch lehrte. Es gibt nach unserer Erfahrung auch keine Erzeugung höherer Lebewesen aus niedrigen. Gerade dies ist jedoch Thomasische Ansicht. Die Erzeugung von Lebewesen aus unbelebter Materie mittels der Sonne ist nach Aristoteles und Thomas erwiesene Tatsache. Es wirkt nun doch einigermaßen unbegreiflich, als eine «Ironie des Schicksals» wie Mitterer schreibt, wenn man heute mitunter im Namen der Scholastik die Entstehung neuer Arten aus anderen Arten bekämpft.

Wenn die moderne Entwicklungsbiologie schwer darum ringt, innerhalb eines gewissen Rahmens eine solche Entstehung für möglich und tatsächlich zu erweisen, dann ist ein solcher Versuch wissenschaftlich besser begründet, als es die Erzeugung (generatio spontanea) aus der Sonne und den Fäulnisstoffen nach Thomasischer Meinung war.

In meisterlicher Darstellung versteht es Mitterer, die beiden kontradiktorischen Weltanschauungen, die Erzeugungs- und die moderne Entwicklungsbiologie zu vergleichen. Er findet den Mut, Falsches falsch zu nennen und sieht in der Annahme des schöpferischen Entwicklungsgedankens kein Hindernis, sondern eine Beförderung der Gottgläubigkeit. Mitterer hat den verdienstvollen Versuch unternommen, alte Wahrheiten mit neuen Erkenntnissen zu verbinden, eine Tätigkeit, die der hl. Thomas ebenfalls ausübte. Im zweiten Buch «Elternschaft» kommt deshalb die positive Aufbauarbeit ganz zum Durchbruch, wenn erkannt wird, dass die Eltern eine Verantwortung auch für das Sosein der Kinder tragen. Diese eugenischen Ueberlegungen Mitterers verdienen alle Aufmerksamkeit der Moraltheologen.

Die Aufhebung des Jesuitenordens 1773

In jeder Jesuitendebatte wird immer wieder auf die einstige päpstliche Aufhebung des Ordens hingewiesen. Meistens verband man damit die reichlich naive Folgerung, dass der Orden dadurch ja einwandfrei gerichtet sei. Diese «Beweisführung» übersieht freilich den doch naheliegenden Einwand, dass schon der zweite Nachfolger des Ganganellipapstes die «Hinrichtung» annullierte und den Orden feierlich rehabilitierte, dass man also die Aufhebung durch Clemens nicht gerade als beweiskräftiges Argument gegen die Jesuiten gebrauchen kann. Die Wiederaufnahme eines Prozesses und die Kassierung eines Urteils sind bekanntlich ein Moment, das nicht gegen den einstigen Angeklagten, sondern für ihn spricht. Zu einer objektiven Beurteilung der Aufhebung sei hier in Kürze auf einige wesentliche Momente hingewiesen.

1. Die geistesgeschichtliche Lage

Das Gesicht des 18. Jahrhunderts trägt ein mehr und mehr kirchenfeindliches, ja antichristliches Gepräge. Seit dem Mittelalter hatte sich der Mensch in einer objektiv-göttlichen Ordnung geborgen gefühlt. Die Menschheit war theozentrisch ausgerichtet und der göttliche Wille massgebend für die Organisation der menschlichen Gesellschaft. Die Kirche nahm in diesem Organismus notwendig eine besondere Stellung ein als Treuhänderin und Auslegerin des göttlichen Willens und der göttlichen Offenbarung. Alles war von oben nach unten geordnet, von Gott her: Gott — Kirche — Menschheit — Staat und Gesellschaft — Familie — Einzelmenschen. Alles in einer harmonischen Ein- und Unterordnung. Diese Einheit hatte im 16. Jahrhundert durch die sog. Reformationen einen schweren Stoss erlitten. Das zweite Glied in der Ordnung, die Kirche, war uneinheitlich geworden. Statt einen Interpreten des göttlichen Willens gab es nun eine Mehrheit von Interpreten. Es war logisch und konsequent, dass früher oder später die ganze Ordnung ins Wanken kommen musste, und man an Stelle des seit der Reformation fragwürdig gewordenen göttlichen Willens ein neues Ordnungsprinzip zu suchen begann. Da die Ordnung von oben her auseinander gebrochen war, suchte der Mensch eine neue Ordnung von unten, vom Menschen her. Gott und sein Wille war verdunkelt worden und trieb immer mehr ab ins Dunkle und in die Vergessenheit, an seine Stelle trat ins Licht: Der Mensch mit seiner Vernunft. Das Zeitalter der Aufklärung (durch die menschliche Vernunft) begann. Sie anerkennt keine übernatürliche Offenbarung, keinen göttlichen Erlöser und keine Kirche mehr, sondern nur die menschliche Vernunft. Alles, Staat, Kultur, selbst Kirche und Religion müssen rationalisiert, «vernünftig» gemacht werden, müssen säkularisiert, entgöttlicht und verweltlicht werden. Was diesem Prozess entgegensteht, muss vernichtet werden. *Ecrasez l'Infâme!* Die christlichen Dogmen und Sakramente, das katholische Ordenswesen mit seinen Gelübden, der priesterliche Zölibat usw. usw. wird als unvernünftig, unnatürlich, ja vernunftwidrig abgelehnt, bekämpft. Das 18. Jahrhundert ist so nicht nur eine jesuiten-, sondern eine ordensfeindliche Zeit, die sich gefällt in Säkularisierungen und Klosteraufhebungen.

Wir stehen bekanntlich noch mitten drin in diesem weltgeschichtlichen Kampf, der nun schon seit über zwei Jahrhunderten auf- und abwogt, bald Höhepunkte, bald Ermattung zeigt. Es ist ein Prinzipienkampf, ein Weltanschauungskampf, der letztlich keinen Frieden zwischen den beiden Lagern kennt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trieb dieser Kampf rasch seinem ersten Höhepunkt entgegen. Die kirchenfeindliche Bewegung der Aufklärung hielt ihren Einzug auch in den katholischen Ländern und eroberte rasch die Aristokratie und die Kabinette des fürstlichen Absolutismus. Es begann der Abfall der oberen Schichten von Kirche und Christentum, dem im 19. und 20. Jahrhundert der Abfall der Massen folgen sollte, von dem keine Kirche verschont blieb. Selbst Teile des hohen Klerus taten mit im Kampf gegen die Kirche, wurden Freimaurer usw. Es gab Kardinäle und Prälaten, die ihren Glauben über Bord warfen und dem praktischen Materialismus der Zeit huldigten wie jener Kardinal de Bernis, Freund des berühmten Casanova und seiner Genüsse, zugleich ein erklärter Feind der Jesuiten, zu deren Aufhebung er nicht wenig beitrug. Die sog. Kronkardinäle, die auf Verlangen und Vorschlag der Höfe in den Senat der Kirche aufgenommen werden mussten, waren fast ohne Ausnahme Anhänger der Aufklärung und ausgesprochene Jesuitenfeinde, und sie waren es, die nach drei Monate langem Konklave Ganganellis Wahl durchdrückten (1769).

2. Der Kirchensturm des 18. Jahrhunderts

1762 erhob Voltaire seinen Kampf gegen die Kirche: *Ecrasez l'infâme*. (Ein Jahr darauf fiel in Frankreich der Jesuitenorden.) 1765 setzte in Deutschland die papstfeindliche Bewegung mit aller Wucht ein (Febronius). In fast allen katholischen Staaten kam Romfeindlichkeit in hohen Kurs. «Der römische Stuhl war in der Tat dem Abgrund nahe» (G. Voigt in Haucks Realenzyklopädie, Bd. 4, S. 153), «eine dem Papsttum feindliche Zeit», meint ein anderer protestantischer Kirchenhistoriker (Fried. Keppler im protest. ‚Calwer Kirchenlexikon‘, Bd. I, 1937, S. 358). Im josephinischen Oesterreich fielen — kaum ein Jahrzehnt nach der Aufhebung des Jesuitenordens — zahllose Klöster dem gleichen Schicksal anheim. Der Nachfolger Clemens' XIV., Pius VI., musste vom fürstlichen aufgeklärten Absolutismus zahllose Demütigungen erdulden, obschon doch der Jesuitenorden aufgehoben war. Kaum zwanzig Jahre nach dem Untergang des Jesuitenordens gingen sämtliche Klöster und Orden in Frankreich der Vernichtung entgegen. Die siegreiche französische Revolution trug diese Vernichtung nach halb Europa, selbst in die Schweiz. Der Kampf gegen die Kirche ging seinem Höhepunkt entgegen: Die Revolution schuf ihre eigene Kirche gegen das Papsttum und zuletzt ihren eigenen Kultus und ihre eigene Religion, den Kult des höchsten Wesens und die handgreifliche Vergötzung der Vernunft. Was Clemens XIV. durch die Hinopferung des Jesuitenordens zu vermeiden gehofft hatte, trat nach zwanzig Jahren doch ein, der Abfall ganzer katholischer Staaten. Pius VI. starb in Frankreich, als Gefangener der Revolution — das Ende war da. Was der preussische König Friedrich II. seinem Freund Voltaire nach der Aufhebung des Jesuitenordens verkündet hatte, er werde noch das Ende des Katholizismus erleben, schien nun Wirklichkeit geworden.

3. Die Aufhebung des Ordens

In diese zeitgeschichtliche Entwicklung hinein gehört auch der Sturm gegen den Jesuitenorden. Das sollte man nie vergessen. Seine Vernichtung ist nichts als eine Teilerscheinung im allgemeinen Ansturm gegen die offenbarungsgläubigen Kirchen, eine Episode des allgemeinen

Kirchensturmes. Der Orden war seit der Reformationszeit zu einem der wichtigsten Bollwerke der katholischen Kirche geworden, er musste nun auch folgerichtig dem furchtbaren Ansturm zuerst zum Opfer fallen, die Lawine würde dann von selber weiter rollen.

In Portugal begann es. Der mit Christentum und Kirche innerlich längst zerfallene, allmächtige Minister und Freimaurer Pombal verjagte 1759 die verhassten Jesuiten «in rücksichtsloser Weise». (Calwer Kirchenlexikon, I, S. 358) und setzte sie im Kirchenstaat ans Land «als ein Geschenk für den hl. Petrus». Gleichzeitig erfolgte die Ausweisung des Nuntius. — 1763 erfolgte die Unterdrückung in Frankreich, auch hier durch einen allmächtigen Minister und Freigeist (Choiseul) und durch die Mätresse des Königs, Madame la Pompadour. 1767 folgte die Vernichtung in den spanischen Ländern, auch hier ein Sieg der am Hofe allmächtig gewordenen unkirchlichen Aufklärung (Aranda).

Alle Beschwörungen C l e m e n s' X I I I. (1758—1769), seine Verteidigung des Ordens durch feierliche Bullen (1765 und 1767, also knapp 6 Jahre vor dem Aufhebungsbreve) nützten nichts. Der Ansturm wurde nur stärker. Als Antwort besetzte Frankreich die päpstlichen Gebiete an der Rhone, Neapel holte sich Benevent und Pontecorvo, um den Papst so zur Anerkennung des gegen den Orden Geschehenen zu zwingen. Anfangs 1769 gingen die Bourbonenhöfe noch weiter und verlangten vom greisen Papst sogar die kirchliche Unterdrückung des Gesamtordens, drohten im Weigerungsfall selbst mit einem Schisma. Clemens blieb fest, starb aber schon nach ein paar Tagen vor Gram über all das hereingebrochene Unheil.

Der neue Papst, C l e m e n s X I V. (1769—1774), «als Freund der Aussöhnung mit den bourbonischen Höfen und unter deren Druck gewählt» (Friedr. Keppler, a. a. O., S. 358), band sich schon im Konklave (zwar nicht durch eine formelle Verpflichtung, aber doch durch nachgiebige Aeusserungen) verhängnisvoll die Hände gegenüber den Höfen, deren Hilfe er seine Wahl vor allem zu verdanken hatte (vgl. G. Voigt, a. a. O. und vor allem Pastor, Gesch. der Päpste, Bd. XVI 2, S. 46—61). Als aber der neue Papst in einem Breve vom 12. Juli 1769 den Jesuitenorden und seine Missionen mit warmem Lob bedachte, erhoben sich sofort die bourbonischen Botschafter gegen ihn und verlangten kategorisch die völlige Aufhebung des Ordens (Pastor, S. 106 f.). Der Papst hoffte durch Hinauszögern und vorsichtiges Lavieren, «den Orden vielleicht doch noch zu retten» (G. Voigt a. a. O., S. 154). Dem französischen König von Frankreich erklärte er, er könne ein von neunzehn seiner Vorgänger bestätigtes Institut weder tadeln noch aufheben (Voigt, ebd.). Durch empfindliche Beschneidung der Rechte und des Einflusses des Ordens glaubte er die absolutistischen Fürstenstaaten besänftigen zu können. Als der Druck immer unerträglicher wurde, ja bis zur Androhung des Schismas ging (Voigt, ebd.), gab er schliesslich nach vier Jahren Widerstand nach und unterschrieb das Aufhebungsbreve vom 21. Juli 1773, in der Hoffnung, dadurch den unerträglichen Zustand zu beenden und Kirche und Papsttum vor grösseren Uebeln zu retten. «Es so weit zu bringen», schrieb der spanische Botschafter Moñino bezeichnend, «hat eine Auseinandersetzung mit dem Papst von ziemlicher Schärfe gekostet» (bei Pastor, a. a. O., S. 188 f.). — Einer der bedeutendsten damaligen Jesuiten, C o r d a r a, verteidigte nach dem furchtbaren Schlag den Papst, er habe unter solchen Umständen nicht mehr anders handeln können: «Ich liebe meinen Orden wie kein anderer, und doch! Wäre ich an der Stelle des Papstes gestanden, hätte auch ich nicht anders handeln können» (Dict. de Théol. cath., t. III, p. 130).

Das Aufhebungsbreve trat rechtlich erst mit der Promulgierung an Ort und Stelle durch die kirchlichen Behörden in Kraft. So kam es, dass die Niederlassungen der Jesuiten in den einzelnen Ländern zu ganz verschiedenen Zeiten aufgelöst wurden, in der Schweiz z. B. erst im Jahre 1774. In Preussen und Russland wurde diese Promulgierung durch die absolutistischen Regierungen verhindert, obschon dort die Jesuiten vielfach selbst um die Vollziehung des päpstlichen Willens baten (ein Beispiel bei Pastor, a. a. O., S. 310). Friedrich der Grosse und Katharina II. wollten ihre Jesuitenschulen nicht einfach über Nacht durch einen päpstlichen Machtspruch verlieren und widersetzten sich in selbstherrlichem Staatskirchentum. So geschah es, dass der Jesuitenorden in Preussen und Russland rechtens weiter bestand. Preussen gab 1780 nach und der Orden wurde auch dort aufgelöst, während er in Russland sogar mit mündlicher Genehmigung Pius' VI. weiter sein Dasein fristen durfte. Schriftlich wagte er sie aus Furcht vor den Bourbonenhöfen nicht zu geben, erst Pius VII. gab sie (bald nach seiner Wahl 1801). So schnell bemühte sich also das Papsttum, die Reste des Ordens zu retten. Diese Tatsache beweist einmal mehr, wie ungern und nur durch die äusseren Umstände gezwungen es 1773 eine seiner besten Stützen aufgab.

4. Das Aufhebungsbreve selbst

Die neuesten Forschungen Pastors (1932) brachten das überraschende Ergebnis, dass der Text des Breves gegen alle Tradition nicht durch eine unparteiische Kardinalskommission, sondern durch die spanische Botschaft (!) redigiert wurde. Es bedurfte verschiedener Aenderungen, bis der Papst das umfangreiche Dokument (über dreissig Druckseiten) unterschrieb. Das Ueberraschende ist, dass Wesen und Zweck des Ordens darin nicht angegriffen, sondern sogar gelobt werden. Recht bitter wird aber über das Verhalten der Jesuiten geklagt, über ihre Streitsucht und Anmassung, was zu unerquicklichem Gezänk und Streit in der Kirche geführt habe, und dass es schliesslich so weit gekommen sei, dass ohne Aufhebung der Friede in der Kirche nicht mehr wieder hergestellt werden könne. Es klingt wie eine Selbstrechtfertigung des Papstes. Viele Anklagen werden freilich so gebracht, dass man nicht weiss, ob der Papst sie sich zu eigen macht oder nicht. Auch auf die Frage wird eingegangen, warum man den Jesuiten den rechtlichen Prozess und die Mittel der Verteidigung verweigere. Er, der Papst, mache eben von seiner apostolischen Machtvollkommenheit Gebrauch ohne Prozessverfahren und Befragung des Kardinalskollegiums und ohne Prüfung der Schuldfrage. Auch wieder ein Moment, das nicht gerade gegen die Jesuiten spricht. Mit keinem Wort wird natürlich der vorangegangene ungeheure Druck der absolutistischen Höfe erwähnt (der spanische Botschafter hätte das nie zugelassen), so dass das Breve als freier Akt des Papstes erscheint. Es wird freilich einmal dunkel angetönt, dass er, der Papst, noch andere Gründe für die Aufhebung habe, die er aber in seinem Innersten verschliesse. Offenbar waren damit der Druck der Höfe, die Drohung mit dem Schisma usw. gemeint.

So erscheint das langatmige Dokument als ein sonderbares Gemisch, einerseits von Klagen gegen die Jesuiten, andererseits aber auch wieder von überraschender Apologie für sie. Der zwiespältige Charakter und die unerquickliche Vorgeschichte sind ihm an die Stirne geschrieben.

Die Feinde des Ordens, d. h. die spanische Botschaft, setzten auch die Einkerkung der Ordensleitung durch, um den Orden in der öffentlichen Meinung noch mehr

zu diffamieren. Eine persönliche Schuld des Generals und seiner Umgebung lag nicht vor. Der General starb 1775 auf der Engelsburg. Angesichts der Ewigkeit beteuerte er noch einmal feierlich seine und des Ordens Unschuld an dem furchtbaren Geschick und verzieh all denen, die den Untergang des Ordens herbeigeführt hatten.

5. Selbstverschuldung des Ordens?

Ohne Zweifel stand der Orden nicht ganz makellos da, was bei einer Gemeinschaft von über 22,000 Mitgliedern auch kaum zu erwarten stand. Der eine oder andere Lokalobere hatte sich in finanzielle Spekulationen eingelassen. Der Bankrott P. Lavalletes in Französisch-Westindien z. B. gab so den Anstoss zum Jesuitenverbot in Frankreich (1763). Der Orden hatte zudem durch seine übersteigerte privilegierte Stellung zahllose Neider und Feinde. Anmassung und Rechthaberei waren nicht selten. Jesuiten waren so ziemlich bei allen theologischen und innerkirchlichen Streitigkeiten dabei, angefangen vom unerquicklichen Gnadenstreit mit den Dominikanern bis zum jahrzehntelangen ärgerlichen Ritenstreit in den Missionsländern. Freilich waren an diesen Zänkereien andere Orden ebenso sehr beteiligt. Von innerem Disziplin- und Moralverfall kann man aber kaum reden, der Orden stand 1773 nicht besser und nicht schlechter da als im 17. Jahrhundert. Gegenüber der neuen Geistesströmung der Aufklärung, die doch auch manches Gute besäss, waren die Jesuiten vielfach hartnäckige, ja oft sture Gegner, ohne sich die Mühe einer inneren Auseinandersetzung mit der Aufklärung zu nehmen. Ihr Schulunterricht war vielfach nicht mehr auf der Höhe der Zeit, verkrampt und verhärtet in der Tradition und vielfach allem Neuen verschlossen. Was hat es z. B. im Luzerner Jesuitenkolleg für Anstrengung gebraucht, bis der Ordensgeneral nachgab, und die Schuldramen in deutscher Sprache aufgeführt, deutsche Literatur und vaterländische Geschichte gelehrt werden durften.

Um gerecht zu sein, muss man freilich anerkennen, dass alle diese Mängel und Fehler die Aufhebung des Jesuitenordens nicht begründen oder auch nur entschuldigen konnten. Die gleichen Fehler hatten schon immer bestanden und waren bei andern Orden oft in weit grösserem Masse vorhanden. Auch muss anerkannt werden, dass anderseits der Orden auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Hat er doch als einer der ersten die riesengrossen Gefahren der Aufklärungsbewegung für Kirche und Christentum erkannt und bekämpft. Der volle Sieg der kirchen- und christentumsfeindlichen Strömungen und das säkularisierte Antlitz der neuen Zeit ist nicht zuletzt ihrem Sieg über das starke Bollwerk der Papstkirche, den Jesuitenorden, zuzuschreiben. Der protestantische Kirchenhistoriker v. Schubert hat

deshalb völlig recht, wenn er die Aufhebung einen «Erweichungsprozess» des Katholizismus nennt, und dass man damals das Gefühl gehabt habe, «es seien die Tage des Katholizismus überhaupt gezählt» (Grundzüge der Kirchengeschichte, 9. A., 1928, S. 233).

6. Kritische Ergebnisse

Wenn auch die Beurteilung des Papstes und der Aufhebung des Ordens heute noch stark auseinandergeht, so ist sich katholische wie nichtkatholische Geschichtsschreibung doch in folgenden Punkten einig:

1. Sicher ist, dass der Papst bona fide war, d. h. von der Notwendigkeit seines Schrittes überzeugt war, dass eben ohne Aufhebung der Friede für die Kirche nicht wiederhergestellt werden könne. Er vermeinte durchaus im Interesse der Kirche zu handeln.

2. Aber ebenso sicher ist, dass ohne den gewaltigen Ansturm und den unerhörten Druck der absolutistischen Weststaaten der Papst diesen Schritt nie getan hätte. Es war insofern kein freiwilliger, sondern ein erzwungener Akt. «Er opferte den Orden, um das Papsttum zu retten» (Anrich in RGG, Bd. 1, 1692). Damit fällt aber das Aufhebungsbreve als Beweismittel gegen den Orden weitgehend dahin.

3. Der Text des Breves muss also mit vorsichtiger Kritik, vor allem nicht losgelöst von der Vorgeschichte, betrachtet werden. Es darf ferner nicht vergessen werden, dass der Text von ausgesprochenen Jesuitenfeinden stammt, dass die vorgebrachten Anklagen nicht nach gerichtlicher Untersuchung erfolgen, dass der Papst den Orden nicht als Richter, sondern als Gesetzgeber aufhebt. Damit fällt das Breve als Beweismittel gegen den Orden noch mehr dahin. «Die Jesuiten sind hingerichtet worden, nicht gerichtet», dieses Wort Heinrich Heines ist auch das Ergebnis der modernen Geschichtsforschung.

4. Das immer noch viel zitierte Werk Theiners (eines katholischen Jesuitengegners) über Clemens XIV. (Paris 1852) wird nicht nur als einseitig von den Historikern abgelehnt, sondern auch als unwissenschaftlich, da er vielfach nicht angibt, woher er seine Quellen hat. «Il ne reste absolument rien de son récit» (Masson, Le Cardinal de Bernis, Paris 1884, p. 223). — Ebenso einseitig und unbrauchbar ist auf der andern Seite das Werk von Crétineau-Joly (eines blinden Jesuitenfreundes) über Clemens XIV.

Lit.: L. v. Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. XVI. 2 (1932), S. 100—214 (das beste, auf neuen Forschungen beruhende Werk über die Aufhebung) — Reumont, Ganganelli, Papst Clemens XIV, Berlin 1847 (etwas veraltetes protestantisches Werk, von vornehmer und objektiver Haltung) — J. de la Servière, Clément XIV (in Dict. de Théologie cath., t. III, Paris 1938, p. 124—134 (ausführlicher und gut orientierender Artikel mit weiteren Literaturangaben). F. Str.

Eine mutige Haltung

Die Sprachenfrage im Elsass

Augenblicklich führt der Schriftleiter Marcelle Jacob im «Nouveau Rhin Français» eine heikle Rundfrage durch: «Die Sprachenfrage im Elsass». Obwohl schon etliche Wunden geheilt sind, braucht es allerlei Mut, die Frage überhaupt zur Diskussion zu stellen.

Jacob hat u. a. auch den Bischof von Strassburg, Msgr. Weber, ersucht, seine Auffassung darzulegen. Er schrieb dem Bischof: «Sie sind Elsässer von Geburt und Franzose durch die Bildung. Ihre Ansicht wäre uns sehr wertvoll.» Msgr. Weber hat daraufhin in einem längeren Exposé seine Meinung kundgetan, die wir hier ausführlich bringen wollen, weil sie uns deutlich zeigt, wie echte katholische Gesinnung allen engen Chauvinismus überwindet und zu jener katholischen Weite vordringt, die Verständnis hat für die tiefen und ursprünglichen Bildungswerte, wie sie vor allem in der Muttersprache beschlossen sind. Der Bischof schreibt:

«Sie bitten mich, zur schwierigen Sprachenfrage im Elsass meine Meinung zu äussern. Bevor ich dies offene, möchte ich sagen, wie ich die ganze Frage sehe:

Zuerst scheint es mir im tiefsten nicht um eine religiöse Frage zu gehen. Man kann in jeder Sprache zu Gott beten und Religionsunterricht in allen Sprachen erteilen. Das Gebet und der religiöse Unterricht freilich sollten, wenn sie ihr Ziel wirklich erreichen wollen, in der Sprache gehandhabt werden, die der Seele ermöglicht, sich zu entfalten und dem Verstand, zu erfassen, um was es letztlich geht. Man sollte durch die Sprachenfrage auch keinen Riss zwischen das religiöse Leben und das Leben des Alltags treiben. Man sollte mit ihr die jüngere Generation nicht von der ältern trennen, denn das religiöse Leben ist traditionsgebunden.

Die Sprachenfrage ist letztlich auch keine politische Frage. Es gibt Menschen, die sprechen französisch, nur französisch, und doch wollen sie bleiben, was sie sind: Belgier, Schweizer oder Kanadier. Umgekehrt schlug sich unter Napoleon mancher Hautdegen, der nur unsern Dialekt sprach, wunderbar für Frankreich.

Das Elsass hielt drei Jahrhunderte hindurch Frankreich eine Treue, die man unbedingt achten muss, und dies, obwohl der alemannische Dialekt die Alltagssprache blieb.

Ich weiss wohl, dass unsere sprachliche Eigenart von den Deutschen immer wieder als Grund angeführt wird, Anspruch auf uns zu erheben, und dass es seine Vorteile hätte, damit abzufahren. Das beweist aber nichts. Nehmen wir an, dieser Grund würde nicht mehr bestehen; unsere Nachbarn hätten bald einen andern: aus der Geschichte, aus der geographischen Lage und aus der Abstammung, und, wenn das nicht genügte, würden sie einfach daran denken, die welschen Elsässer hinter die Vogesen zu schicken und sie durch waschechte Germanen von jenseits des Rheins zu ersetzen. Was das Elsass mit Frankreich und nicht mit Deutschland verbindet, ist etwas ganz anderes als die Sprache: das Herz.

Man sagt bei uns auch, Frankreich müsste einen einzigen Block bilden, einen Block aus einem Guss. Ich antworte: Dieser Vergleich stimmt nicht! Frankreich ist kein materieller Block. Unser Land ist etwas Lebendiges, das allerlei Verschiedenheiten verträgt, da die wesentliche Einheit gesichert ist.

Will das nun heissen, dass die Sprachenfrage überhaupt keine Rolle spielt im Leben der Völker? Das kann

niemand behaupten, und ich glaube, wir sind alle einig, dass man sagen muss: jetzt, wo wir wieder französisch geworden sind auf immer, müssen die jungen Generationen französisch können, also müssen sie es lernen. Vielleicht hat man sich nicht genügend Mühe gegeben zwischen 1919 und 1939. Vielleicht hat aber auch die angewandte Methode, um das Französische heimisch zu machen, versagt. Ich kann das nicht beurteilen, aber es muss etwas geschehen. Die Hauptfrage aber liegt nicht hier.

Die Frage stellt sich so: Soll man darauf tendieren, dass jeder Elsässer ausser seinem Lokaldialekt zwei Sprachen spricht, französisch und schriftdeutsch, oder soll man nach und nach durch geeignete Mittel, besonders durch die Schule darauf hinarbeiten, das Schriftdeutsch bei uns aussterben zu lassen; soll man gar so weit kommen, dass das Französische auch den elsässischen Dialekt ersetzt und damit nach ein oder zwei Generationen zwischen Rhein und Vogesen noch die einzige Sprache bleibt? Auf der einen Seite haben wir die These der Zweisprachigkeit, die Professor Boos, z. B. gut vertritt, auf der andern Seite steht die These der französischen Einsprachigkeit, die von Prof. Biedermann und von Inspektor Morgentaler glänzend verteidigt wird.

Ich verheimliche Ihnen nicht, dass ich mich klar für die Zweisprachigkeit entscheide und das nicht, weil ich Bischof bin, sondern, weil ich Elsässer bin. Ich glaube übrigens, hier mit dem Grossteil meiner Landsleute zu fühlen und auszudrücken, was die Mehrheit denkt. Welche Gründe führen mich zu dieser Haltung, die ich vor allem in das Gebiet des kulturellen Lebens lege?

Zuerst einmal ist die Beherrschung zweier Sprachen und die Möglichkeit, sich beider zu bedienen, ein Reichtum. Selbst dann, wenn man nicht beide fließend spricht. Welche Bedeutung hat es schon, ob die eine oder andere Bildung vorherrscht! Wesentlich ist doch, dass unsere Mitbürger sich beider Sprachen bedienen können, dass die Elite das französische Bildungsgut voll beherrscht, das deutsche bis zu einem gewissen Grad. Das ist möglich.

Ferner muss man die Geschichte unseres kleinen Landes im Auge behalten: Zweifellos hat das Elsass jahrhundertlang im germanischen Kulturraum gelebt. Die Bevölkerung stammt zum grossen Teil aus Ländern, die einen Dialekt sprechen, hinter dem das Schriftdeutsch steht. Seit dem 9. oder 10. Jahrhundert hat sich die Sprachgrenze nicht mehr verschoben. Infolgedessen ist die Kenntnis nicht nur des Französischen, nicht nur unseres Dialektes, sondern auch der deutschen Schriftsprache (man kann die abstrakten Gedanken nur schwer im Dialekt ausdrücken) natürlich und in der Linie unserer Entwicklung. Diese Zweisprachigkeit, — ich wiederhole es, sie kann verwirklicht werden — ist der einzige Weg, um die junge Generation von dem Vergangenen nicht abzuschneiden und den Riss zwischen geistigem Leben und täglichem Leben zu vermeiden.

Selbstverständlich verlangt die Verwirklichung eine Anstrengung von beiden Seiten. Eine Anstrengung von Frankreich her, — wenn ich so sagen darf — das die entsprechende Sichtweite haben muss, um alle Engstirnigkeit und alle verletzenden Gewaltmassnahmen zu vermeiden, wo immer sie herkommen mögen, auch alle Hintertür-Methoden, die unehrlich sind. Von der Elsässerseite her muss man sich anstrengen, ohne Hinterge-

danken sich an das Französische zu machen. Diese Verwirklichung verlangt von den Schulbehörden Methoden, die unseren Schulkindern schon in den Volksschulen eine genügende Kenntnis der Schriftsprache ermöglichen, eine Kenntnis, die übrigens leichter erreicht wird durch den Gebrauch des Dialektes. Das hat unsere Volksvertretung oft gefordert, z. B. im Generalrat.

Lassen Sie mich meine Antwort mit einer Frage beenden, die ich Ihnen stelle: Glauben Sie, dass das Elsass Elsass bleiben würde ohne seine herzige Sprache? Hier liegt einer unserer Reichtümer, die wir mit Liebe pflegen. Soll ich Ihnen verraten, dass ich in den vielen Jahren, die ich in Paris zubrachte, gerade während der Besetzung, oft persönlich zu mir im Dialekt redete, um ihn nicht zu vergessen und um in Verbundenheit mit jenen zu bleiben, die mir vorausgegangen sind und die ich jenseits der Vogesen gelassen habe?

Soll ich Ihnen weiter verraten, dass ich nach meinem Einrücken an die französische Front im Jahre 1914

immer meinen Rosenkranz auf deutsch gebetet habe, um auch durch die Gebetsprache mit meinen Vorfahren und Landsleuten eins zu bleiben? Sie können das kindisch finden, wenn Sie wollen, aber denken Sie daran, dass der Elsässer Papst, der hl. Leo IX. auf seinem Totenbett in Rom am 19. April 1054 seine letzten Gebete auf deutsch in der Sprache seiner Kindheit betete. Vielleicht sagen Sie, das sind Argumente des Herzens, die nicht zählen. Wer das Elsass und den Elsässer kennt, weiss, dass das Herz und das Gemüt hier eine grosse Rolle spielen. Rühren wir diese feinen Pflänzlein nicht an. Lassen wir unseren Leute die Treue zu dem, was sie lieb haben. Wenn sie mit ihrem Herzen am Dialekt hängen, ihn ergänzen durch das Schriftdeutsch, so sind sie nicht weniger in ihrer Seele mit Frankreich verbunden, das ihnen früher den Partikularismus, die kulturellen Freiheiten immer zugestanden hat. Ich bin sicher, dass uns Frankreich auch in Zukunft sein Vertrauen schenkt.»

Ex urbe et orbe

1. Eine grundsätzliche Bemerkung.

In seiner stark beachteten Rede vom 1. April in Boston hat Churchill — gewisse eigene Unzulänglichkeiten souverän ignorierend — von dem Mangel an grossen Männern in unseren Tagen gesprochen, und ein fast ergreifendes Bild von der heute herrschenden Mittelmässigkeit gezeichnet, die von den Ereignissen und Strömungen der Zeit willenlos hin und her geworfen wird. Statt durch letzte, unverrückbare Grundsätze wird die Politik weitgehend vom augenblicklichen Nutzen, opportunistisch von Fall zu Fall bestimmt... Daher die Unsicherheit und nervöse Ungewissheit und das gegenseitige Misstrauen. Zuviel Dilletantismus hat einen grossen Teil unseres Kulturlebens zum Tummelplatz für gewissenlose Abenteurer gemacht. Selbst weit über dem Durchschnitt stehende Köpfe können solchen Bluffern zum Opfer fallen. Wir erinnern nur noch einmal an das Wort Lenins zu Maxim Gorki, das wir schon im letzten «Ex urbe et orbe» zitiert haben: «Das Erstaunlichste an dieser ganzen Geschichte (der bolschewistischen Revolution) ist, das sich noch niemand gefunden hat, um uns vor die Türe zu setzen.» Es ist dies genau das gleiche, was ja auch die Hitler und Goebbels in den Jahren 1933/34 nicht wenig überrascht hat.

Freilich darf man solche Feststellungen nicht zu sehr verallgemeinern und zu einer ungerechten Beurteilung unserer Situation kommen. In einer Uebergangszeit, wie es die unsrige nun einmal ist, werden Staatsmänner und Kulturträger, aber auch Verkündiger des religiösen Wortes gefordert, die weit mehr an Einsicht, Willenskraft und Grundsätzlichkeit besitzen, als man in normalen Zeiten von ihnen verlangen müsste. Wenn bisherige Gewohnheiten, Traditionen und Lebensformen zusammenbrechen, wenn der Boden unter den Füssen einer Kultur immer rutschiger wird, dann ist es auch für die Repräsentanten der Völker und Kirchen nicht immer leicht, das Wesentliche und Absolute, an dem festgehalten werden muss, vom Zweitrangigen und Relativen, das überfällig ist, zu unterscheiden. Allzuleicht stürzt man dann die Säule selbst, wo man nur eine andere Form ihres Schaftes und des Kapitälts zu prägen hätte. Und ebenso leicht kann man sich der Täuschung hingeben, es genüge, den alten Schaft neu zu bemalen, um ihn wieder annehmbar zu machen. Fehler und Versager sind in einer solchen Situation fast unvermeidlich. Nur: diese Entschuldigung

enthebt nicht der Pflicht, das Versagen deutlich zu konstatieren, aber andererseits auch die wahre Grösse anzuerkennen, wo sie sich müht, eine äusserst komplexe Situation zu meistern.

Dürfen wir nicht mit anständiger Ehrlichkeit zugeben, dass die katholische Kirche beides immer wieder getan hat, auch heute tut? Sie hat nicht gezögert, jene in ihren eigenen Reihen offiziell zu desavouieren, die grundsatzlos und ohne die klare Unterscheidung vom Wesentlichen und Zweitrangigen charakterlose Kompromisse mit einem atheistischen Regime und seiner Ideologie schliessen wollten. Sie hat einen Plojhar und Boulvier, einen Roduno und andere christliche Progressisten durch die Exkommunikation deutlich aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Sie hat durch ihre Enzyklika klare Stellung bezogen zur Ideologie des Kommunismus. Es entspricht deshalb nicht der Wahrheit, wenn Arthur Frey in seinem neuesten Elaborat «Kirchen im Gericht» behauptet, die Kirche Roms treibe ein Doppelspiel: «Rom hat immer zwei Eisen im Feuer: erweist sich der kommunistische Staat als nicht beständig, dann verschwindet dieser regierungsfreundliche Bischof langsam im Hintergrund und man redet in der katholischen Presse laut und immer lauter von den Bischöfen, die immer in der Opposition gestanden hätten, erweist sich der kommunistische Staat aber als beständig, dann wird dieser Bischof in den Vordergrund geschoben und an Hand der Haltung dieses Bischofs bewiesen, wie weltoffen die römisch-katholische Kirche ist.» (S. 45.)

Diese These von den «zwei Eisen im Feuer» ist mit Verlaub ebenso dumm wie dreist. Wer die Kirchengeschichte auch nur oberflächlich kennt, weiss, dass Rom von jedem Staat, mit dem es geordnete Beziehungen unterhält, gewisse Zusicherungen in bezug auf die Freiheit der Kirche, der religiösen Erziehung usw. verlangt, und vor allem, dass die gottgegebenen Menschenrechte respektiert werden. Wo dies der Fall ist, kann Rom jede Staatsform anerkennen und mit jedem Staate Konkordate schliessen. Es ist also nicht die Beständigkeit der Staatsform, die den Ausschlag gibt, sonst müsste in Moskau längst ein Nuntius residieren. Noch weniger Anlass von den «zwei Eisen im Feuer» zu sprechen, gibt die Tatsache, dass auch innerhalb eines Bischofskollegiums differenzierte Meinungen über die Art und Methode des Vorgehens herrschen können, obwohl man über die wesentlichen Punkte

völlig einig ist. Wenn man schon immer, wie A. Frey vom «Totalitarismus der kath. Kirche» spricht, könnte man gerade an dieser Tatsache erkennen, dass die Bischöfe nicht gleichgeschaltete Marionetten sind. Auch hat nicht jeder Bischof und Priester ohne weiteres die Pflicht und Aufgabe, die Stellungnahme der Kirche in der Öffentlichkeit mit dem gleichen Einsatz zu vertreten, wie der Primas eines Landes, der dazu bestellt ist. Wie steht es also mit dem Doppelspiel?

2. Konkrete Tatsachen

Die katholische Kirche hat aber gerade heute Männer an ersten Stellen, die weit über den Durchschnitt herausragen, die sich der Auseinandersetzung mit unserer Übergangszeit nicht entziehen. Wenn man die Papstzyklen des letzten Jahrzehntes und obendrein die zahlreichen Papstansprachen an die verschiedenen Kreise zur Hand nimmt, so kann man nur immer wieder staunen, wie überlegen, wie sicher, wie kompromisslos, aber auch wie klug und verständnisvoll Papst Pius XII. die komplexe Situation beurteilt und die christliche Lösung für ihre Schwierigkeiten zeigt. Von «zwei Eisen im Feuer» zu sprechen ist da ebenso absurd wie lächerlich.

Weit über das Mittelmaß hinaus ragen auch die Gestalten des Kardinals Mindszenty, von Erzbischof Stepinac, von Erzbischof Beran, die Bischöfe Polens und jene fünfhundert katholischen Priester Polens, die im Gefängnis schmachten. — Was im besonderen die Haltung des Erzbischofs Beran von Prag betrifft, so kann auch da festgestellt werden, dass diese nicht von heute datiert. Schon am 16. August 1948, also knapp ein halbes Jahr nach dem kommunistischen Staatsputsch, richtete Beran ein Memorandum an die Regierung, in dem gegen den verborgenen antireligiösen Kampf protestiert wurde, der sich vor allem in der Beschränkung der Presse- und religiösen Versammlungsfreiheit, in der Auflösung der katholischen Schulen zeigte. Trotzdem hat der Erzbischof im Verein mit den übrigen Bischöfen sich redlich bemüht, eine konziliante Stimmung zu schaffen, getreu seiner Erklärung vom Juli 1948: «Die Kirche und die Katholiken werden immer ihre Pflichten gegenüber dem Staat erfüllen, aber sie verlangen, dass die Pflichten der Kirche und der Katholiken gegenüber Gott respektiert werden.» Wir lassen aber hier wenigstens einen Teil des erwähnten Memorandums im Wortlaut folgen, damit unsere Leser sich selber überzeugen können, dass bei diesem Kirchenkampf von Anfang an nicht opportunistisch, sondern aus grundsätzlicher Haltung heraus gesprochen wurde:

«Wir haben uns auf das Versprechen verlassen, dass in allen kirchlichen Fragen ein Uebereinkommen im Sinne des Modus vivendi zwischen Kirche und Staat erzielt werden wird. Es ist aber alles im Anfangsstadium stehen geblieben. Die Verhandlungen sind abgebrochen — und alle Schuld wird auf die kirchlichen Würdenträger abgewälzt. Man wirft uns vor, dass wir keine Erklärung einer uneingeschränkten, vollen Zustimmung zu allem, was geschehen ist, abgeben haben, so wie dies die übrigen Kirchen und Glaubensbekenntnisse getan haben . . . Wir konnten eine uneingeschränkte Zustimmung zu all dem nicht geben, denn wir haben leider Gottes allzuviel Beweise erhalten, dass auch bei uns ein getarnter Kampf gegen Religion und Kirche eingesetzt hat, nach einem ähnlichen Plan wie in anderen Ländern. Die Rechte der Kirche sind in Sachen der geistlichen Administratoren verletzt worden, die sich weder religiös noch politisch etwas zuschulden kommen liessen, aber an der Ausübung ihrer Tätigkeit gehindert werden, nur deshalb, weil sie sich nicht an politischen Kundgebungen beteiligen, und aus anderen wichtigen Gründen. Grosse Erregung unter den Gläubigen ruft die ungelöste Frage der Beibehaltung der katholischen Schulen, der religiösen und karitativen Organisationen, der religiösen Presse und der katholischen Erziehungsanstalten her-

vor. Eine gleiche Wirkung erzielen verschiedene Massnahmen aus der letzten Zeit, die die Beschränkung öffentlicher religiöser Kundgebungen beabsichtigen . . . Das Volk weiss, dass seine Bischöfe das Vaterland und die Nation nicht verraten: und wenn sie nicht zu allem kritiklos ja sagen, so ist der Grund hierfür gerade ihre Liebe zur Republik und zum Volk, von dem sie alles fernhalten wollen, was die Ursache zu seinem Unglück sein könnte.»

Das Memorandum schliesst mit dem höflichen Ausdruck der Hoffnung auf Einstellung des planmässig geführten Kampfes gegen die katholische Kirche. Es ist unterzeichnet von den Erzbischöfen von Prag, Olmütz und Nitra, den Erzbischöfen von Zips, Kaschau, Presov (Eperies), Königgrätz, Banska Bystrica (Neusohl), Brünn, Budweis, Leitmeritz, den apostolischen Aussenadministratoren von Trnava und des tschechoslowakischen Teiles der Diözese Breslau und dem Kapitelvikar von Roznava (Rosenau).

Eine ganz andere Gestalt — aber ebenfalls von aussergewöhnlichem Format — war der kürzlich verstorbene Kardinal Suhard. Es war weit über die intellektuellen Kreise Frankreichs hinaus für alle geistigen Eliten des Weltkatholizismus ein Ereignis, als vor zwei Jahren der Hirtenbrief des Pariser Kardinals «Aufstieg oder Niedergang der Kirche?» (Essor au Déclin de l'Eglise) erschien. Da herrscht kein billiger Optimismus. Schonungslos realistisch wird die Situation gezeigt. Etwas in unserer Welt ist gestorben, das sich nicht mehr erheben wird. Eine neue Welt formt sich, nicht zuletzt unter der Hand der Technik. Es ist darum eine Welt, die sich immer mehr — und zum erstenmal in der Weltgeschichte — ihrer Einheit bewusst wird. Wir gehen einem neuen Humanismus der universalistischen Menschheit entgegen. Aber diese Menschheit ist entchristianisiert — was schlimmer ist, als eine unchristliche Menschheit. Wie steht es da um die Kirche Christi? Sie wird radikal abgelehnt von der grossen Zahl der Ungläubigen, die auf den Fortschritt und die Wissenschaften schwören. Unsere Kirche wird aber auch gehemmt durch einen grossen Teil der Christenheit, deren Glauben nur noch in einem Lippenbekenntnis Ausdruck findet, und die sich im übrigen völlig an die unchristliche Umgebung anpasst. Schliesslich aber sind die Gläubigen selbst unter sich gespalten. Der eine Teil steht der modernen Welt verständnislos ablehnend gegenüber: er will nichts mit ihr zu tun haben und verschanzet sich hinter eine dogmatische Maginotlinie, in der Hoffnung, dass auch dieser Sturm vorübergehen werde, wie so mancher andere vor ihm. Der andere Teil bejaht die moderne Entwicklung — da sie aus den Verhältnissen natürlich herauswachse. Er fordert darum, dass die Kirche dem Rechnung trage, sich der neuen Situation anpasse, und, ohne ein Dogma preiszugeben, den frischen Wind auch in ihren Segeln wehen lasse. — Dies alles setzt Kardinal Suhard auseinander, um dann die Haltung der Kirche zu präzisieren, die ihre transzendente Wirklichkeit mitten in die geschichtliche Wirklichkeit hineinstellen muss, als Sauerteig der gottgewollten Kultur. Was Kardinal Suhard darum in erster Linie verlangt, ist das lebendige Zeugnis für Christus. Er hat den Gedanken dieses Zeugnis-Gebens am stärksten im zweiten Hirtenbrief — der ebenso enthusiastisch aufgenommen wurde — «Le sens de Dieu» (1948) entwickelt.¹⁾ Es handelt sich darum, die Gegenwart der Kirche, wo immer es sei, zu manifestieren. Dass dabei der Nachdruck auf die soziale Seite gelegt wurde, war angesichts der Lage sehr verständlich. Mit der Arbeiterschaft hatte die Kirche den Kontakt ja am meisten verloren. — Und hier setzt denn das neue Apostolat ein — für das der Pariser Kardinal ein so grosszügiges Verständnis an den Tag legte. Wir haben in der «Orientierung» zu verschiedenen Malen von der «Mission

¹⁾ Beide Hirtenbriefe sind in deutscher Uebersetzung erschienen im Johannes-Verlag, Einsiedeln.

de Paris» und von den «Prêtres ouvriers» berichtet. Sie wären ohne Kardinal Suhard kaum möglich gewesen. Er meinte es absolut ernst damit. Nie mehr hat er jene schlaflosen Nächte vergessen, da er die Korrekturbogen des Buches von Abbé Godin «La France, pays de Mission?» zur Zensur überprüfte. Von jener Zeit an suchte er eine Erneuerung der Seelsorgepraxis mit allen Mitteln durchzuführen. Es galt, den christlichen Angriff in die proletarische Bannmeile von Paris zu wagen. So wurde Kardinal Suhard der Initiator und grosse Beschützer der «Arbeiterpriester». Ihnen gilt hauptsächlich sein drittes Hirten schreiben, das die zwei ersten geradlinig fortsetzt: «Le prêtre dans la cité». Es ist tief ergreifend zu lesen, wie Suhard da den Priester sieht. Immer ist und soll der Priester gegenwärtig sein, ob man ihn annimmt oder ablehnt: er muss Zeugnis ablegen, er muss die Kirche gegenwärtig machen in Fabriken und Wohnwagen, bei Festen und Kundgebungen ... Immer ist er ein Appell Gottes, der zum Nachdenken zwingt, die Menschen aus dem materialistischen Alltag herausruft, eine höhere Unruhe in ihnen weckt ...

Kardinal Suhard ist tot: aber sein Werk lebt weiter. Er hat wie wenige die Situation nicht bloss erkannt — sondern mutig neue Wege und Methoden gesucht, um sie wieder zu Christus zu führen. Dabei wurde nichts von der Substanz preisgegeben, mit kräftigem Strich wurde die Grenze zwischen dem Christlichen und den Irrtümern der Zeit gezogen: dem Existentialismus, dem Sozialismus, dem Kommunismus.

Sollten wir nicht öfter auf diese überragenden Gestalten der Kirche hinweisen — auf Pius XII., auf Mindszenty, Beran, Suhard? In einer Uebergangszeit mit den schwierigsten Problemen haben diese Männer der Kirche das Mittelmass weit hinter sich gelassen, haben ohne Utilitarismus und Opportunismus sich für die eigentliche Lösung der Zeitprobleme aus christlichem Geist eingesetzt. Wie einfältig und klein nimmt sich da die blöde Phrase von den «zwei Eisen im Feuer» aus! Man möchte nur wünschen, die Nörgler und Kritiker hätten wenigstens ein einziges, e c h t christliches Eisen im Feuer!

Rn.

Buchbesprechungen

1. **Tomek Ernst**, Kirchengeschichte Oesterreichs. 2. Teil: Humanismus, Reformation und Gegenreformation. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien, 1949. 692 Seiten in Grossoktav.
2. **Eder Karl**, Die Geschichte der Kirche im Zeitalter des konfessionellen Absolutismus (1555—1648). Verlag Herder, Wien, 1949, XVIII und 460 Seiten in Grossoktav. Leinen S. 56.—; Fr. 24.40.

Der Unternehmungsgeist des österreichischen Verlagswesens trotz Krieg und Besetzung ist erstaunlich, nicht weniger erstaunlich aber auch die wissenschaftliche Fruchtbarkeit der österreichischen Historiker. Schon wenige Jahre nach dem Kriege liegen zwei Standardwerke vor, die dem Gehalt wie der äusseren Ausstattung nach kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Der Wiener Kirchengeschichtspräsident **Ernst Tomek** hatte den zweiten Band seiner monumentalen Kirchengeschichte Oesterreichs schon vor dem Kriege druckfertig, aber ein Verbot der damaligen Machthaber hatte dessen Erscheinen verhindert. Es erging ihm wie so manchem anderen historischen Werk von Bedeutung.

Der Verfasser beschränkt sich schon wie im ersten Band auf das heutige Gebiet Oesterreichs. Sein zweiter Band behandelt die folgenschwerste Zeit der habsburgischen Kernlande: Den Zerfall und das Absterben der religiösen Einheit des Mittelalters, die Unterhöhnung des kirchlichen Bewusstseins durch den modernen Humanismus, der die Kirchenspaltung mit vorbereiten half; dann das Eindringen der lutherischen Kirchenrevolution in die österreichischen Länder, bis kaum mehr etwas vom Katholizismus übrig blieb. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schienen so die östlichen Alpengebiete für die Papstkirche verloren, die Folgen waren kaum auszudenken. Aber auch in Oesterreich kam es zur erstaunlichen Erscheinung der katholischen Selbstreform. Die alte Kirche bewies auf einmal eine unerhörte Lebenskraft von innen heraus. Gewiss, die Rekatholisierung Oesterreichs ist ohne das Eingreifen der staatlichen Gewalt, der sogenannten Gegenreformationen, nicht denkbar, aber noch weniger denkbar ohne den siegreichen Strom der neu erwachten kirchlichen Lebenskraft, dem religiösen Hochgefühl der neuen Orden. Ohne diesen neuen Lebensstrom wären die Habsburger Länder trotz ihrer staatlichen Machtmittel dem Ansturm des deutschen Luthertums erlegen. Denn solange diese neuen kirchlichen Kräfte nicht vorhanden waren, blieben die katholischen Landesfürsten trotz ihres Eifers ohnmächtig gegenüber dem fast ganz protestantisch gewordenen Land.

Und noch etwas wird durch Tomeks Forschungen klar: Die überraschende Ausbreitung des Protestantismus in Oesterreich vor allem bei den Ständen (Adel und Städte) ist un-

denkbar ohne den ihn begünstigenden politischen Nährboden, ohne den politischen Machtkampf zwischen Ständen und Landesfürstentum. Mit dem Uebergang zur Reformation hofften eben die Stände dem (katholischen) Landesfürsten seine politische Macht eher abzurufen, als wenn sie weiter katholisch blieben. — Wir haben bekanntlich ein ähnliches Beispiel auch in der Schweiz, im Kanton Wallis. Auch hier war der neue katholisch-protestantische Gegensatz in den schon vorhandenen politischen zwischen Landesfürst (Bischof von Sitten) und Ständen (Landtag) geraten. Solange dieser politische Machtkampf nicht entschieden war, machte der Protestantismus bei den Ständen rasche Fortschritte. Sobald aber die politische Ausmarchung vollzogen war, verlor der Protestantismus mit einem Mal den für ihn so günstigen Nährboden und ging rapid zurück. Es war eben zum grössten Teil nur «politischer Protestantismus» gewesen, Protestantismus unter politischer Maske und zu politischen Zwecken.

Diese zwei Jahrhunderte bewegter Geschichte, die das Antlitz Oesterreichs und in den Auswirkungen auch die Konfessionskarte Mitteleuropas formten, lässt Tomek in seinem zweiten Band erstehen. Eine Unsumme von Arbeit ist hier geleistet worden, die Verarbeitung der Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Literatur und dazu einer Fülle von ungehobenem Material. Dem geschichtlich interessierten Leser wird es manchmal fast zu viel, sodass er den Ueberblick zu verlieren droht. Tomeks grossangelegte Kirchengeschichte Oesterreichs ist (was schon beim ersten Band bemerkt wurde) weniger ein übersichtliches Handbuch für den Studierenden und den historisch interessierten Laien, sondern in erster Linie eine ungemein reiche Fundgrube für den Fachhistoriker. Hier liegen die Vor- und Nachteile dieses hervorragenden Standardwerkes beschlossen.

Von ganz anderem Charakter und allgemeinerem Interesse ist das Werk des bekannten Linzer Kirchengeschichtspräsidenten **Karl Eder**. Die durch den verstorbenen Fribourger Universitäts-Professor **Johann Peter Kirsch** eingeleitete Neubearbeitung der gross angelegten Kirchengeschichte **Kardinal Hergenröthers** hätte wohl keinen Berufeneren für die Zeit der sogenannten Gegenreformation finden können als **Karl Eder**. Er ist durch seine Spezialstudien ein anerkannter Kenner dieser Zeit und verfügt über dies über eine Darstellungsgabe und sprachliche Diktion, die ihn zu einem solchen Werk prädestinierten und die Lektüre streckenweise zu einem wahren Genuss machen. Wir halten diesen durch **Karl Eder** betreuten Band für einen glücklichen Wurf, zu welchem Verfasser wie Verlag zu beglückwünschen sind. In der vorbildlich objektiven Haltung und Wissenschaft-

lichkeit, im abgewogenen Setzen der Lichter und Schatten ist dieser Band ohne Zweifel heute das bedeutendste kirchenhistorische Nachschlagewerk über die Zeit der sogenannten Gegenreformation, wozu das überaus reiche Literaturverzeichnis (70 Seiten) auch seinen Teil beiträgt.

Wir sind vielleicht zu sehr gewohnt, im Barockzeitalter eine grossartige, heroische Zeit der Kirche zu sehen. Das hat seine Richtigkeit, soweit es die innerkirchliche Reform betrifft. In anderer Hinsicht ist es aber — Eder betont das zum ersten Mal und mit Recht — ein zutiefst unchristliches Zeitalter: durch den alles überwuchernden kirchlichen Absolutismus des Staates. Kirche und Religion ist zur Obrigkeitssache, zur Staatsvorschrift geworden, im Protestantismus wie im Katholizismus. Man blieb oder wurde katholisch, bzw. protestantisch vielfach nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern weil der Fürst es vorschrieb. Nicht das Gewissen und nicht die Kirchen hatten mehr das letzte Wort in religiösen Fragen, sondern der Fürst, der Staat. Damit wurde nach Eder die innere Abkehr von Kirche und Christentum, der grosse Abfall unserer Zeit recht eigentlich vorbereitet und eingeleitet.

Wir möchten deshalb Prof. Eder voll und ganz zustimmen, wenn er konsequent den Begriff der Gegenreformation meidet. An die Stelle des «Zeitalters der Gegenreformation» tritt bei ihm das «Zeitalter des konfessionellen Absolutismus». Dieses Bemühen ist zu begrüßen (man hätte es auch bei Tomek gewünscht), denn der Ausdruck der Gegenreformation ist viel zu unglücklich, einseitig, irreführend, während die von Eder gewählte Bezeichnung völlig einwandfrei erscheint und für das Zeitalter nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) bis zum Ende des Dreissigjährigen Krieges (1648) restlos zutrifft. Die protestantische Geschichtsschreibung hat zu sehr den Ton auf die politische Gegenreformation gelegt und zu sehr die viel wichtigere katholische Selbstreform und ihren religiösen Elan übersehen, dem der Protestantismus nirgends, weder in Europa noch in Uebersee etwas Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte. Es bleibt allerdings fraglich, ob sich die neue Bezeichnung gegenüber der immer noch herrschenden Terminologie «Reformation-Gegenreformation» durchzusetzen vermag. Denn diese letztere leistet in ihrer knappen Einprägsamkeit der durchschnittlichen Gedächtnis- und Denkfähigkeit zu sehr Vorschub. Der frühere Versuch des grossen österreichischen Historikers Ludwig von Pastor, diese herrschende Epochenterminologie zu entthronen, ist schliesslich auch an dieser menschlichen Begriffsträgheit gescheitert. Ob Eders Bemühen in dieser Hinsicht mehr Erfolg haben wird, erscheint deshalb fraglich. Wir hoffen indes, dass sich wenigstens die Fachhistoriker Eders Vorgehen anschliessen werden.

Les Exercices spirituels de S. Ignace. (Cahiers de la «Nouvelle Revue théologique V.») Tournai-Paris, Castermann, 1949. 120 Seiten. Frs. 42.—

La Spiritualité ignatienne. Textes choisis et présentés par H. Pinard de la Boullaye S. J. (Bibliothèque spirituelle du chrétien lettré.) Paris, Librairie Plon, 1949.

Viel ist schon gemutmaßt und geschrieben worden über «Das Geheimnis der Jesuiten». Will man deren innerstes Wesen kennen, so muss man zu dem Buch greifen, das den Orden geformt hat und die Einzelnen immer wieder formt, zu dem Exerzitienbüchlein. Allein dieses wird für «Uneingeweihte», d. h. für alle jene, die die Schulung durch die ganzen Exerzitien nie durchgemacht haben, selber ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben. Die vorliegenden Beiträge aus der Hand mehrerer Mitarbeiter der «Nouvelle Revue théologique» verfolgen zwar einen mehr praktischen Zweck zum Nutzen jener, die abgekürzte Exerzitien geben oder machen, bieten aber dennoch, vielleicht gerade deshalb auch einen Schlüssel zum Verständnis der «grossen» Exerzitien. Dies gilt vor allem vom meisterhaften Beitrag aus der Feder des P. de Coninck. Die Vielfalt der Erklärungen, die das kleine Büchlein selbst innerhalb der Schüler Loyolas gefunden hat, zeigt, dass es sich nicht um eine Schablone handelt ohne Geist und Leben, sondern um das geistige Vermächtnis eines begnadeten Menschen, aus dem Generationen von jüngern Anregung und Kraft zu schöpfen vermögen.

Wie sich die durch die Exerzitien geprägte Form der «Spiritualität» im religiösen Schrifttum der Jesuiten ausgewirkt hat, zeigt uns das Buch von Pinard de la Boullaye. Wir könnten es eine geistliche «Anthologie» nennen. Natürlich trägt eine solche Auswahl immer in etwa subjektiven Charakter, da diese vom Herausgeber bestimmt wird. So scheint uns der

deutschsprachige Raum etwas schwach vertreten, desgleichen hätten die Briefe der Generäle und die Konferenzen eines Petrus Kanisius sowie eines P. Manares noch mehr ausgewertet werden können. Der subjektive Einschlag macht sich natürlich auch bemerkbar in den einleitenden Bemerkungen, wo dem Leser gleichsam das Passwort für den Eintritt in die geistliche Sphäre der Gesellschaft Jesu gegeben wird.

Trotz dieser fast naturnotwendigen Einseitigkeit vermitteln die Texte interessante Einblicke in die geistliche Welt des Jesuitenordens. Auch diese ist hineingestellt in die grosse christliche Tradition ohne irgendwelche Geheimlehren und offenbart doch andererseits in manchen mehr unwesentlichen Fragen ihre Eigenart. Mit Recht hebt Pinard vor allem den stark praktischen und aufs Alltägliche gehenden Zug, die Betonung der allgemeinen Gnadenmittel und die besondere Anpassung der Seelenleitung an den jeweiligen Zustand der Menschen hervor. Die innere Abhängigkeit von den Exerzitien macht sich fast überall bemerkbar, aber von einer Eintönigkeit der asketischen Meinungen sind wir weit entfernt: ein Beweis, welch schöpferische Kräfte im Gedankengut des hl. Ignatius verborgen liegen. — Die Texte über Mystik zeigen, dass zwar eine gewisse, aus dem Ordenszweck heraus verständliche Reserve herrscht, dass aber keineswegs eine grundsätzliche Ablehnung, auch nicht für die eigenen Mitglieder vorhanden ist. Wohl aber fordern besonders die französischen Vertreter der Jesuitenmystiker — und es gibt deren hervorragende —, ein Mass von Weltentsagung, das an Strenge dem von Johannes von Kreuz verlangten in nichts nachsteht.

Wertvoll ist besonders die beigefügte Bibliographie über die bedeutenden geistlichen Schriftsteller aus dem Jesuitenorden, die nur noch einiger weniger Ergänzungen bedürfte. Das Buch wird vor allem jenen praktische Dienste leisten, welche die Ascese und Frömmigkeit der ignatianischen Exerzitien als die ihnen persönlich zusagende erprobt haben.

von Matthey, Werner: Russische Kunst, Verlag Benziger, Zürich, 1948, 115 Seiten, 48 Tafeln.

Russland ist in unsern Tagen zu dem entscheidenden Prüfstein der Geister geworden. Freilich nehmen wir in der Tagespolitik nur die dunklen Seiten dieses Leviathan wahr. Um aber das Rätselhafte des Phänomen Russlands zu durchdringen, wird es notwendig sein, auch seine Innenseite, das Lichte und Gestaltete kennen zu lernen — die Gründe und Ausformungen jenes typisch Russischen, das nicht an die lateinische Kultur anknüpft. Schon allein die Einsicht in die Tatsache, dass die russische Kunst keine Gotik, keine Renaissance und keinen Barock kennt, kann zu einem Schlüssel für die schillernde Zwiespältigkeit des russischen Wesens und Verhaltens werden. Unaufhörlich überblendend sich in der russischen Kultur ganzheitliche Schau aus der Ungebrochenheit primitiven Wesens, jenes heilig-Einfältige, mit dem sich ausfaltenden Reichtum der europäischen Bewusstseinskultur und ihres Relativismus. Immer wieder wurde das Reis einer reifen Kultur unvermittelt auf einen barbarischen Stamm gepfropft, so einst die hieratische Schönheit von Byzanz und im 18. und 19. Jahrhundert die kühne Denk- und Formkraft Europas. In die Auswirkungen dieser Problemlage führt mit gründlicher Sachkenntnis die russische Kunstgeschichte im Grundriss von W. von Matthey ein.

In den zwei Hauptabschnitten «Altrussische Kunst» und «Die Kunst des 18. und 19. Jahrhundert» behandelt der ausgezeichnete Kenner dieser eigenartigen Mischkultur deren Geschichte und Problematik, die bezeichnenderweise kaum eine Plastik kennt — was besagt: das Christliche realisiert sich in dieser Kultur nur auf der «Innenseite». Hingegen findet «der kontemplative, dem mystischen Erleben zugewandte Zug der östlichen Welt» seine höchste Gestaltung in der pneumatischen Kunst der Ikonen, die v. Matthey mit besonders einfühlsamen Verständnis aufschliesst. Ein kurzer Abschnitt umreist zuletzt die neuste Entwicklung der russischen Kunst, die freilich mehr in München und Paris als in Moskau und Petersburg beheimatet ist.

Suarez. Die Gegenwartsbedeutung seiner Philosophie. Sonderheft der Archives de Philosophie, Volume XVIII, Cahier I, Suarez, Modernité traditionnelle de sa philosophie, Beauchesne et ses Fils, Paris, rue de Rennes 117, 1949.

Zum Suarez-Jubiläum bieten hier eine Reihe von französischen Professoren, meist Ordensbrüder des Gefeierten, ein würdiges Sonderheft, das den Platz Suarez' in der Geistesgeschichte des neueren katholischen Denkens sehr schön aufzeigt. Das Heft dient der Pietät und Ehrung gegenüber dem Gefeierten ebenso wie der Wahrheit und der Diskussion gewisser Grundprobleme, die heute mehr denn je im Kreuzfeuer der Forschungen stehen. Suarez steht an der Kante zwischen Mittelalter und neuer Zeit,

Scholastik und neuen Erkenntnisproblemen. Mit grosser Schärfe sieht er die kritischen Punkte, verteidigt zäh unaufgebbare Positionen, ist aber aufgeschlossen und ehrlich genug, auch die neuen Fragen und Zweifel zu sehen und ernst zu nehmen. Dass ihm an dieser Stelle der Geistesgeschichte die schöne Geschlossenheit des Systems abgeht, werden die einen bedauern, die andern als Ausdruck ehrlichen Ringens begrüssen.

- Die Beiträge dieses Heftes behandeln:
- Die Stellung von Leibniz' zu Suarez (P. Mesnard)
- Zeit und Dauer bei Suarez (C. Bundo).
- Die suarezianische Theorie über den Stand der reinen Natur, (ein guter Beitrag zur Diskussion um das «Uebernatürliche», die von P. de Lubac so kräftig neu entfacht worden ist), (B. Romeyer).
- Die politischen Ideen Suarez' und die absolute Staatsgewalt (G. Jarlot). Mancher Leser wird erstaunt sein, so viele moderne Gedanken über Demokratie und Volkssouveränität bei diesem alten Jesuiten zu finden!
- Der Thomismus des Fr. Suarez (G. Picard). Ein wichtiges und zum Teil umstrittenes Kapitel aus der Geschichte des Thomismus. Eine Besprechung einer grossen Zahl moderner philosophischer Werke auf 40 Seiten beschliesst das Heft.

Neuerscheinungen

- Bea Augustinus S. J.:** Die neue lateinische Psalmenübersetzung. Verlag Herder, Freiburg, 179 Seiten, DM. 6.50.
- Braun Heinrich Suso:** Radiopredigten III. Bd. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 272 Seiten, kart. sfr. 8.—.
- Casutt Laurentinus O. Cap.:** Das Erbe eines grossen Herzens. Studien zum franziskanischen Ideal. Verlag Styria, Graz, 222 Seiten, Hlw. S. 26.—.

... **Einmal** zu Fuss gehen, Zeit haben. Wandern in Ruhe, Lauschen dem Rauschen der Tannen und Bäche. Schlafen im Frieden motorloser Nächte. Gut aufgehoben im

KURHAUS S. A. C. MADERANERTAL

1354 m. ü. M. Seit 85 Jahren Ferienort guter Schweizergesellschaft. Eigene Kapelle mit Sanctissimum und ständigem Kurgelstichen.
Pension Fr. 12.—16. Amsteg, Hotel Kreuz gleiches Haus

Lies in den Ferien



Alexander Randa

Orient und Okzident

Lwd. Fr. 8.80



Zofia Kossak

Das Antlitz der Mutter

Bilder und Gedanken zur Geschichte Polens

NZN-Verlag Zürich

- Feckes Carl:** Die Kirche als Herrenleib. Verlag Bachem, Köln, 246 Seiten, kart. DM 6.60.
- Graber Rudolf:** Maria im Gottgeheimnis der Schöpfung. Verlag F. Pustet, Regensburg, 2. Aufl., 122 Seiten, kart. DM 2.80.
- Gräf Richard C. S. Sp.:** Herr, lehre uns beten. Verlag F. Pustet, Regensburg, 3. Aufl., 202 Seiten, Hlw. DM 4.80.
- Greene Graham:** Gesetzlose Strassen, Aufzeichnungen aus Mexiko. Thomas-Morus-Presse im Verlag Herder, Wien, 348 Seiten, Halbleinen sfr. 12.70.
- Katholisches Missionsjahrbuch der Schweiz 1949.** Verlag Schweiz. Kath. Akad. Missionsbund, Freiburg, 94 Seiten, Fr. 2.50.
- Pieper Josef:** Ueber Thomas von Aquin. Summa-Verlag, Olten, 94 Seiten, Fr. 4.80.

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58 Postcheckkonto VIII 27842.

Inseraten-Annahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährlich Fr. 9.80; halbjährlich 5.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — **Luxemburg-Belgien:** Jährlich Lfr. 125.—; halbjährlich Lfr. 65.—. Einzahlungen an Central du Livre Clees-Meunier, 15, rue Elisabeth, Luxembourg, Postcheckkonto 5390. — **Deutschland, Oesterreich** vorläufig noch alle Konti gesperrt. — **Dänemark:** jährlich Kr. 12.50, Einzahlungen an P. Jos. Stäublin, Ryesgade 26, Aarhus.

Wir kaufen Bibliotheken und Remittenden (Relig., Philos., Psychol., Klass. Lit., etc.) Antiquariat J. Müller
Bücher Limmatquai 52, Zch 1, vis-à-vis Rathaus Tel. 324716

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Hotels SEILER Zermatt

das grosse Zentrum der Bergsteiger und unsere Hotels sind für die Sommersaison gerüstet, Zahlreiche reizende Spazierwege, neuer Sessellift auf Blauherd, Tennis.

Die Hotels Seiler sind für ihre ausgezeichnete Küche, ihren Komfort sowie für ihre sorgfältige und individuelle Bedienung bekannt. Verbringen Sie Ihre Ferien in einem unserer Hotels in Zermatt:

im **Mont Cervin, Victoria oder Monte Rosa**

oberhalb Zermatt:

auf **Riffelalp** (2213 m), beliebter, idealer Aufenthalt; Sonne, Ruhe, Entspannung!

auf **Schwarzsee** (2589 m), Ausgangspunkt zu Besteigungen im Matterhorngebiet.

Katholischer Gottesdienst in Zermatt, Riffelalp und Schwarzsee.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor HOTELS SEILER, Zermatt, Telefon 7 71 04

EGGISHORN

2200 m

Hotel Jungfrau

RIEDERALP

Hotel Riederalp
 Hotel Riederfurka
 Hotel Villa Cassel
 Hotel Alpenrose

Schöne Ferienorte in sonniger, windgeschützter Lage. Geeignet für längeren Aufenthalt. Genussreiche Ausflüge: Eggishorn, mit einzigartiger Aussicht, Märjelensee, Fieschergletscher, Reservat Aletschwald am Rande des Grossen Aletschgletschers. Badegelegenheit.

Austausch von Mahlzeiten zwischen Eggishorn und Riederalp.

Regelmässiger Autoservice von Fiesch nach Eggishorn.

Täglich katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Auskunft und Prospekte durch

Familie EMIL CATHREIN
 Eggishorn und Riederalp

Erika

Nicht umsonst nennt man die Erika die Königin der Kleinschreibmaschinen. Ueber 25,000 Schweizerkunden haben sie gekauft und rühmen sie.

Die Erika ist die Kleinschreibmaschine mit der schönen, regelmässigen Schrift, dem soliden Mechanismus, dem wunderbar leichten Anschlag. Auf Wunsch wird sie auch mit kleiner Schrift geliefert.

Wenn Sie eine Schreibmaschine für Ihre Privatkorrespondenz oder für Ihr Büro benötigen, sind wir gerne bereit, Ihnen eine Erika auf Probe zu senden, ganz unverbindlich für Sie. Es sind drei verschiedene Modelle lieferbar.

Ausführlicher Gratisprospekt durch den Alleinvertreter
W.Häusler-Zepf, Ringstrasse 17, Olten

Seit über 30 Jahren Spezialgeschäft für Schreibmaschinen und Bürobedarf.

Modern eingerichtete Reparaturwerkstätte

CARITAS**DIENEN**
anstatt verdienen**Freiwahl-Gutschein**

Typ 95 = Fr. 5.—
 Typ 200 = Fr. 10.—
 Typ 415 = Fr. 20.—

(nur für Deutschland-Westzonen und Oesterreich)

Der Empfänger wählt aus einer umfangreichen Bewertungsliste die gewünschten Lebensmittel und Bedarfsartikel und erhält sein Paket umgehend ab Zentraldepot ins Haus

Ganz neu**Der Empfänger wählt selbst!****Textil-Gutschein**

500 Punkte = Fr. 20.—

(nur für Deutschland-Westzonen)
 Der Empfänger wählt selbst aus 47 Artikeln die gewünschten Textilien und erhält sein Paket nach 8 Tagen ab Zentraldepot ins Haus

Blitz-Gutscheine!

für 7 Pakettypen sofort einlösbar in 88 Depots in Deutschland-Westzonen, Berlin, Oesterreich

Am meisten fehlt Fett

Typ Fett 2,3 kg Schweineschmalz Fr. 13.—
 Typ Kalorie 4,9 l Olivenöl Fr. 29.—
 (letzteres nur als Normalpaket nach Deutschland-Westzone, Oesterreich, Italien)

Barverkaufsstellen:

Caritas: Basel, Freiburg, Genf, Lausanne, Luzern, Visp, Zürich, St. Antonius-Haus Solothurn
 Schweiz. Bankverein: Basel, Neuenburg, Schaffhausen, St. Gallen, Zürich
 Kantonalbank Bern, Banco di Roma per la Svizzera, Lugano
 Allg. Konsumverein Basel
 Verlagsanstalt Konkordia, Winterthur

Verlangen Sie unsere neuen Punktbewertungslisten für Freiwahl- und Textilgutscheine sowie unseren Prospekt über 7 Blitz- und 13 Normalpakete nach **Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien**, durch die

Schweizerische Caritaszentrale, Luzern

Fürsorgeinstitution, gegründet 1901
 Abt. Liebesgaben, Löwenstrasse 3, Tel. (041) 311 14
 Postkonto VII 11007